

Karl Emil Franzos

Eine Auswahl aus
den Werken

I: Kultur- und Reisebilder

II: Literaturhistorische Schriften und andere Feuilletons

Herausgegeben von Anna-Dorothea Ludewig und Julius H. Schoeps

OLMS

Karl Emil Franzos
Eine Auswahl aus den Werken

Eine Publikation des
Moses Mendelssohn Zentrums
für europäisch-jüdische Studien,
Potsdam



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2008

Karl Emil Franzos

Eine Auswahl aus den Werken

Zwei Teile in einem Band

I: Kultur- und Reisebilder

II: Literaturhistorische Schriften und andere Feuilletons

Herausgegeben von

Anna-Dorothea Ludewig und Julius H. Schoeps

unter Mitarbeit von

Sabrina Wagner



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2008

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISO 9706

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Umschlagentwurf: Anna Braungart, Tübingen

Herstellung: Hubert & Co, 37079 Göttingen

Printed in Germany

Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2008

www.olms.de

Pappband (Hildesheim 2008): ISBN 978-3-487-13703-2

E-Book (Hildesheim 2012): ISBN 978-3-487-40006-8

TEIL I

KULTUR- UND REISEBILDER

Inhalt

Einleitung	7
Anstelle eines Vorwortes:	
Karl Emil Franzos über sein Erstlingswerk	13
ELSASS	
Die Eröffnungsfeier der Universität Straßburg	35
RUMÄNIEN	
Gouvernanten und Gespielen	57
BUKOWINA	
Von Wien nach Czernowitz	81
Zwischen Dniester und Bistrizza	93
Ein Culturfest	105
GALIZIEN	
Schiller in Barnow	137
Mein Onkel Bernhard	149
ANHALT UND THÜRINGEN	
Dessau	165
Elysäische Felder [Wörlitz]	183

Anstelle eines Nachwortes:

Stefan Zweig über Karl Emil Franzos 221

Zu diesem Buch:

Quellenverzeichnis mit editorischen Anmerkungen 229

Erstdrucke der in diesem Teil enthaltenen Texte 231

Einleitung

Die Publikation verschiedener Kultur- und Reisebilder durchzieht das gesamte Werk von Karl Emil Franzos. Erste Arbeiten dieser Art datieren aus seiner Universitätszeit, die letzten hat er kurz vor seinem Tod veröffentlicht. Franzos ist zeitlebens viel gereist, durch seine Tätigkeit als Korrespondent, als „Spezialberichterstatter“ verschiedener europäischer Zeitungen hat er große Teile Europas, insbesondere Osteuropas kennen gelernt und diese durch seine Berichte in die (groß)bürgerlichen Wohnzimmern des „Westens“ gebracht. Seine Feuilletons, die hier in einer Auswahl vorliegen, vereinen auf unterhaltsame Art farbenfrohe Reiseberichte mit ethnographischen Schilderungen – eine Mischung, die den zeitgenössischen Publikumsgeschmack genau getroffen hat. Aus dem Titel seines ersten Buches *Aus Halb-Asien: Culturbilder aus Galizien, Südrußland, der Bukowina und Rumänien* entstand das geflügelte Wort „Halb-Asien“¹, welches zum Begriff wurde für jene pseudogeographische Landschaft, die Theodor Fontane noch 1898 als „Karl-Emil-Franzos-Gegend“² bezeichnet hat. Dass Franzos selber aus „Halb-Asien“ stammte, verlieh seinen Berichten eine besondere Authentizität und Glaubwürdigkeit. Um einen Querschnitt seines Schaffens zu zeigen, wurden für diesen Band nun Texte über insgesamt fünf Regionen ausgewählt, wobei der Abschnitt zum Elsass eines seiner ersten journalistischen Werke enthält, während der Band mit Texten über Anhalt und Thüringen schließt, die zu seinen letzten Arbeiten gehören. Ein deutlicher Schwerpunkt liegt weiterhin auf Franzos „Jugendheimat“, der Bukowina.

Der 1847³ in Galizien geborene Autor war das jüngste Kind einer assimilierten jüdischen Familie, der Vater, ein Bezirksarzt, hatte an deutschen Universitäten studiert und erzog den Sohn, ganz im Sinne der Aufklärung, zu einem Deutschen jüdischen Glaubens. Nach dem frühen Tod des Vaters besuchte Franzos in Czernowitz das deutschsprachige Gymnasium, studierte anschließend Jura in Wien und Graz, wandte sich aber bereits während seiner Universitätszeit dem Schreiben zu. Erste Erfolge hatte Franzos mit seinen Novellen, die er in großen Familienzeitschriften wie der *Gartenlaube* und *Westermann's Monatsheften* veröffentlichen konnte. Durch diese Erfolge ermutigt, fiel Franzos die Entscheidung gegen den juristischen „Brotberuf“ und für

eine schriftstellerisch-journalistische Laufbahn nicht schwer. Nach einigen mühsamen Anfangsjahren gelang Franzos dann 1876 der Durchbruch als Schriftsteller und Journalist – und zwar im sprichwörtlichen Sinne über Nacht. Der Auslöser für diesen hart erarbeiteten Ruhm war die Buchpublikation seiner Kulturbilder *Aus Halb-Asien*, einer Trilogie, deren erster Teil eben im Frühsommer 1876 erschienen ist. Bereits im Winter desselben Jahres folgte dann eine Sammlung seiner Ghettogeschichten unter dem Titel *Die Juden von Barnow*. Diese Novellen standen ganz in der Tradition der beliebten Ghettogeschichten, seine bevorzugten Themen waren Bildungsmangel und Zwangsehe, Zustände, die er besonders im jüdischen Shtetl, aber durchaus auch bei der nicht-jüdischen Bevölkerung Osteuropas beklagte und anprangerte. Franzos selbst stellte diese Ghettogeschichten in seinem ebenfalls hier abgedruckten Aufsatz zur *Geschichte des Erstlingswerks* in einen aufklärerisch-missionarischen Kontext: durch seine Novellen wolle er einerseits den westlichen Leser „durch bisher nie geschildertes Leben“⁴ für das Elend im östlichen Europa sensibilisieren und andererseits dem Shtetl „mahndend den Spiegel vorhalten“⁵.

Doch handelt es sich bei dem vorliegenden Band nicht um eine Sammlung von Franzos' Ghettogeschichten, sondern um eine Auswahl seiner Kultur- und Reisebilder. Tatsächlich lassen sich die beiden Teile seines Werkes aber kaum voneinander trennen, insbesondere der erste Teil der *Aus Halb-Asien*-Trilogie ist stark mit den *Juden von Barnow* verbunden, wie auch die Publikationsfolge innerhalb weniger Monate zeigt. Tatsächlich ist die Mehrzahl der in den *Juden von Barnow* versammelten Geschichten bereits zwischen den Jahren 1869 und 1872 entstanden und hat Eingang in die bereits erwähnten Zeitschriften gefunden. Die meisten Texte, die später in die *Halb-Asien*-Sammlung aufgenommen wurden, erschienen hingegen in den Jahren 1872–1875 in den Feuilletons verschiedener deutschsprachiger Zeitungen, unter anderem in der *Neuen Freien Presse*, dem *Ungarischen* und dem *Pester Lloyd*. Als Beispiel für einen seiner frühen Texte kann der Bericht über die Universitätseröffnung in Straßburg (1872) angeführt werden, der auch seine erste Arbeit für die renommierte Wiener Tageszeitung *Neue Freie Presse* war. Auch wenn dieser natürlich nicht in die *Halb-Asien*-Bände aufgenommen werden konnte, zeigt er Franzos' deutschnationale Begeisterung und ist besonders im Vergleich mit dem Bericht über die Universitätseröffnung in Czernowitz (*Ein Culturfest*) von Interesse.

Für das Verständnis von *Halb-Asien* muss zunächst noch einmal festgehalten werden, dass *Die Juden von Barnow* Franzos' eigentliches Erstlingswerk sind. Dass es sich bei diesen Ghettogeschichten um fiktionale Literatur handelt, steht außer Frage, doch die Einordnung der Kulturbilder *Aus Halb-Asien* ist schon wesentlich problematischer. Keinesfalls können sie als Stimme „eines vorurteilslosen Beobachters, der die geschilderten Länder kennt und ihr Bestes will“⁶ gehört werden, denn Franzos bewegt sich mit *Halb-Asien* auf einem schmalen Grad zwischen (pseudo)wissenschaftlicher Objektivität und schriftstellerischer Freiheit, ein Vorgehen, das zu zahlreichen Missverständnissen und Problemen geführt hat. Aus seiner novellistischen Vorliebe hat Franzos kein Geheimnis gemacht, so gibt er in dem Vorwort zu den *Juden von Barnow* selbst an, dass sein großes Bestreben sei, „die Wahrheit künstlerisch zu gestalten“⁷ – was wohl kaum das Ansinnen eines wissenschaftlichen Beobachters sein dürfte. Ein gutes Beispiel für die Untrennbarkeit von Realität und Fiktion ist der fiktionale Ort Barnow – Hauptschauplatz der Franzos'schen Ghettogeschichten, aber auch Handlungsort jener Kulturbilder *Aus Halb-Asien*, die, nach Angaben des Autors, „im Dienste der Wahrheit steh[en]“.⁸ Die aus dieser Verschmelzung resultierende Verwirrung hat unter anderem auch zu einer Rezeption von Barnow als realem Ort geführt und so auch Eingang in die Sekundärliteratur gefunden.⁹

Franzos siedelt seinen Ort Barnow irgendwo in Ostgalizien an; die Protagonisten sind meist Juden und Angehörige der polnischen Oberschicht, die Randfiguren repräsentieren die verschiedenen sozialen Schichten der Stadt, sowohl innerhalb der jüdischen Gemeinde, als auch der innerhalb christlich-polnischen Bevölkerungsgruppe. In den Konflikten zwischen den Stadtbewohnern spiegeln sich gleichzeitig auch die Kulturkonflikte einer Grenzregion, die gezeichnet ist durch „den Mangel an Aufklärung, Kultur, Sitte, Ordnung, Unternehmungsgeist, Wohlstand und landschaftlicher Schönheit.“¹⁰ Das Zusammentreffen der verschiedenen ethnischen, kulturellen und religiösen Bevölkerungsteile wirkt sich hier nicht produktiv oder bereichernd aus, es lähmt im Gegenteil alle Kräfte und führte zu Verwahrlosung und Chaos. Als Gegenentwurf zu Barnow präsentiert Franzos immer wieder die reale Stadt Czernowitz. Dort ist gelungen, was in Barnow unmöglich zu sein scheint: ein Zusammenleben von Menschen unterschiedlichster Bevölkerungsgruppen auf der Grundlage der deutschen Kultur. In

diesem Zusammenhang kann Czernowitz durchaus als idealer Ort, als Musterbeispiel für die anderen Städte des Ostens gesehen werden.

Zunächst wollte kein Verlag eine Sammlung der Franzos'schen Ghettoesgeschichten publizieren, erst durch den großen Erfolg der *Halb-Asien*-Bände konnten schließlich auch die *Juden von Barnow* erscheinen. Während die *Juden von Barnow* als Sammlung von Ghettoesgeschichten in Franzos' Werk einmalig blieben, wurden die Kulturbilder *Aus Halb-Asien* durch Fortsetzungen und umgearbeitete Neuauflagen ergänzt. Unter dem Obertitel *Aus Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa* entstand eine Trilogie, die aus den folgenden Titel besteht: *Aus Halb-Asien: Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien* (1876), *Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien* (1877/1878) *Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien* (1888).

Bereits in der Themenwahl offenbaren sich die Schwierigkeiten einer heutigen Rezeption dieses Franzos'schen Werkteils. Er legt in seinen Geschichten „zwar die soziokulturelle Misere bloß, in der 90 Prozent des Ostjudentums ihr Dasein fristen, übergeht jedoch [...] die politischen und wirtschaftlichen Ursachen“¹¹ – und genau in dieser Schwäche liegt das große Problem der Ghettoesgeschichten und, sogar noch verstärkt, der *Halb-Asien*-Trilogie. Franzos fast naive Vorstellung, eine Verbesserung der Lebensumstände könnte durch eine Assimilation an die von ihm so verehrte deutsche Kultur erreicht werden, erscheint insbesondere vor dem Hintergrund der Shoa mehr als befremdlich. Dennoch verfolgte Franzos nie imperialistische Ziele, sondern strebte die Etablierung einer deutschen „Leitkultur“ unter Wahrung eigener nationaler und religiöser Identitäten an. Diese Vorstellung ist nicht frei von Widersprüchen und stellt ein Problem dar, das auch heute nichts von seiner Brisanz und Aktualität verloren hat – wenn es inzwischen auch in einem anderen Kontext diskutiert wird. Und auch Franzos eigener Versuch als „deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ ein gleichberechtigtes Leben zu führen, war durch den aufkommenden Antisemitismus zu Scheitern verurteilt. Seine Hoffnungen und Wünsche, die er 1887 an seine lang ersehnte Übersiedlung nach Deutschland, nach Berlin geknüpft hatte, erfüllten sich nicht. Diese Erfahrungen spiegeln sich auch in Franzos' wohl bekanntestem Werk wider, dem Roman *Der Pojaz*, an welchem er zwar bereits seit den 1870er Jahren arbeitete, den er aber erst 1893 endgültig fertig gestellt hat. Die Hauptfigur dieser letzten Franzos'schen

„Geschichte aus dem Osten“¹² ist Sender Glatteis, ein junger Barnower Jude, der um jeden Preis Schauspieler werden möchte. Wie bereits in Franzos' frühen Ghettoesgeschichten zeigt die Gemeinschaft für diesen „Abtrünnigen“ nur wenig Verständnis und auch Barnow ist „ein erbärmliches galizisches Judennest“¹³ geblieben, doch der Blick des Autors auf die Shtetlbewohner hat sich spürbar verändert: Der religiöse Fanatismus, die Zwangsheirat, die typischen Franzosthemen werden zwar auch hier aufgegriffen, aber mit Humor und Verständnis, mit einem „Lächeln unter Tränen“¹⁴ wie der Autor in seinem Vorwort selbst betont. Diese für Franzos so untypische Milde und Nachsicht steht in engem Zusammenhang mit dem eigenen Scheitern, denn sein Ziel, als „Gleicher unter Gleichen“ zu leben, hat er nicht erreicht. Das zeigt sich unter anderem auch an den Problemen, die der bekannte Autor mit der Unterbringung seiner Ghettoesgeschichten hatte. Was in den 1870er und 1880er Jahren als pittoresk galt, stieß in den 1890er Jahren zunehmend auf Ablehnung: Waren doch die osteuropäischen Juden, von Pogromen und Armut aus den Heimatländern getrieben, plötzlich in den westlichen Metropolen präsent und hatten damit allen exotischen Reiz eingebüßt.

Doch nicht nur der *Pojaz*, auch die *Deutsche Fahrten* können durchaus als Antwort auf diesen Umschwung gelesen werden. Die ersten Arbeiten zu diesem Zyklus entstanden 1901, auch hier wieder in Form von Feuilletons, diesmal für die *Vossische Zeitung* und seine eigene Zeitschrift *Deutsche Dichtung*. Der erste Band der *Deutschen Fahrten* erschien 1903 unter dem Titel *Aus Anhalt und Thüringen, Aus den Vogesen* wurde dann posthum (1904) von seiner Witwe als Folgeband aus dem Nachlass publiziert. Der oftmals satirisch-ironische Tonfall seiner frühen Werke ist in diesen Texten kaum mehr zu finden, in einem „eleganten Plauderton“¹⁵ beschreibt Franzos hier seine Reiseerlebnisse und lässt den Leser teilhaben an seinem Wissen über Land und Leute. Zweifellos haben die rund fünfundzwanzig Jahre, die zwischen *Halb-Asien* und den *Deutschen Fahrten* liegen ihren Anteil an diesem Stimmungswechsel; deutlich wird aber auch, dass der kämpferisch-missionarische Geist einer gewissen Anpassung und Resignation gewichen ist. Mit diesen späten Reisefeuilletons begibt sich Franzos ganz in die Tradition des von ihm so geschätzten Theodor Fontane, die *Deutschen Fahrten* sind stark angelehnt an die berühmten *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* – nur begann Fontane mit der Veröffentlichung seiner Reisebilder bereits vierzig Jahre zuvor. Franzos geht kein Wagnis ein mit diesen Büchern, er un-

terhält den Leser angenehm und ausdauernd, sein Wissen über regionale und geographische Besonderheiten ist erstaunlich und seine Berichte über die Kunstschätze der bereisten Gegenden konnten den zeitgenössischen Baedeker wohl ersetzen. Aber auch eine leise Wehmut schwingt zwischen diesen Zeilen mit – so interessant und gebildet diese letzten Reisebilder auch sein mögen, sie haben wenig gemein mit der kämpferischen Mission des frühen Franzos. Es ist bezeichnend, dass Franzos' letztes Werk eine Hommage an Deutschland ist – eine Hommage an sein „Paradies“, das seinen Hoffnungen und Erwartungen nicht gerecht werden konnte.

Am 28. Januar 1904 starb Karl Emil Franzos in Berlin und wurde in einem Ehrengrab der jüdischen Gemeinde auf dem Friedhof Weißensee bestattet.

Die Herausgeber

Anmerkungen

- 1 Vgl. bspw. Georg Büchmann (Hg.): Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes, Berlin 1903.
- 2 Zit. n.: Helmuth Nürnberger: Nachwort, in: Karl Emil Franzos: Judith Trachtenberg, Frankfurt/M. [u. a.] 1992, S. 199-217, hier S. 199.
- 3 Franzos selbst gibt den 25. Oktober 1848 als Geburtsdatum an, zahlreiche Dokumente, wie das Matura-Zeugnis oder seine Reisepässe, verzeichnen aber den 25. Juli 1847 als Geburtsdatum.
- 4 Karl Emil Franzos: Mein Erstlingswerk: „Die Juden von Barnow“, in: Ders. (Hg.): Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze, Stuttgart [u. a.] 1894, S. 213-240, hier S. 235.
- 5 Ebenda
- 6 Karl Emil Franzos: Aus Halb-Asien: Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien (Vorwort), Leipzig 1876.
- 7 Karl Emil Franzos: Juden von Barnow (Einleitung), S. VIII.
- 8 Karl Emil Franzos: Halb-Asien (Einleitung), S. XXII.
- 9 Vgl. Jong-Dae Lim: Das Leben und Werk des Schriftstellers Karl Emil Franzos. Phil. Diss. (masch.), Wien 1981, S.387f.
- 10 Jörg Schönert: Der Grenzraum Galizien in der Erzählprosa von Karl Emil Franzos, in: Tanja Lange, Jörg Schönert, Peter Varga (Hg.): Literatur und Kultur in Grenzräumen, Frankfurt/M. [u. a.] 2002, S. 63-71, hier S. 63.
- 11 Margarita Pazi: Die frühen Erzählungen von Karl Emil Franzos, in: Dietmar Goltzschigg, Anton Schwob (Hg.): Die Bukowina: Studien zu einer versunkenen Literaturlandschaft, Tübingen 1990, S. 49-62, hier S. 58.
- 12 „Eine Geschichte aus dem Osten“ ist der Untertitel des Romans „Der Pojaz“.
- 13 Karl Emil Franzos: Der Pojaz, Hamburg 2003 [Erstauflage Stuttgart 1905], S. 44.
- 14 Ebd. (Vorwort), S. 10.
- 15 Herbert Weißhuhn: Nachwort, in: Karl Emil Franzos: Aus Anhalt und Thüringen, Berlin/O. 1984, S. 323-340, hier S. 323.

Anstelle eines Vorwortes:

Karl Emil Franzos über sein Erstlingswerk

„Die Juden von Barnow“

Die Geschichte meines ersten Buchs ist zugleich die Geschichte meiner Jugend. Ich hätte damals nur dieses, kein anderes schreiben können und war tief in der Arbeit, ohne die Absicht, daß es ein Buch und ich ein Schriftsteller werden sollte. Ich hegte andere Pläne für meine Zukunft und schrieb die ersten Blätter im heißen Drange, mir die Brust zu entlasten und gleichsam mit mir selbst ins Klare zu kommen. Das Schicksal hatte dafür gesorgt, daß ich diesen Drang nach Klärung empfinden und nur mit harter Mühe befriedigen sollte. Denn es waren seltsame und widerspruchsvolle Eindrücke, die ich früh erfahren, und was später hinzutrat, mußte, so sehr es mir zum Heil war, zunächst nur verwirrend wirken.

Wollt' ich alle diese Eindrücke ausführlich schildern, so gäbe dies keinen Aufsatz, sondern ein Buch, ich glaube ein lesenswertes, auch wenn der Knabe und Jüngling dann als Mann seinen Namen nie gedruckt gelesen hätte, so merkwürdig waren die Menschen und Zustände um mich her. Hier soll nur das Wichtigste gesagt sein.

Ich bin im Spätherbst 1848 in einem Forsthause des russischen Gouvernements Podolien geboren, unweit der österreichischen Grenze, im weierreichen Waldland, durch das der Podhorze rinnt. Als ich vor zwanzig Jahren die Gegend durchstreifte, wollt' ich mir mein Geburtshaus ansehen und fand nur rauchgeschwärzte Trümmer, um die junge Buchen fröhlich emporsproßten; das Haus war niedergebrannt und nie wieder aufgebaut worden. Damals stimmte mich der Anblick wehmütig, aber meine Heimat ist dies Haus nicht gewesen. Sechs Wochen war ich alt, als ich es verließ, und darf nicht einmal sagen, daß dort meine Wiege gestanden. Denn die war für den schwächlichen, von einer angstgequälten Mutter vorzeitig geborenen Ankömmling nicht gerüstet, ich wurde in ein Kofferchen gebettet und in demselben Kofferchen machte ich dann meine erste Reise, sechs Meilen westwärts, ins Elternhaus, das Haus des k. k. Bezirksarztes Dr. Heinrich Franzos zu Czortkow in

Ostgalizien. Wohl aber deutet der Ort meiner Geburt auf den bestimmendsten Einfluß meiner Kindheit hin: ich kam auf russischem Boden zur Welt, weil mein Vater aus ganzem Herzen ein Deutscher, ein Oesterreicher und freiheitlich gesinnt war.

Mein Vater! – möglich, daß einiges von dem Licht, das mir sein Haupt umstrahlt, aus dem eigenen Herzen kommt, aber das Lob seiner Tüchtigkeit und seines Gemüths habe ich von jedem vernommen, der ihn gekannt, und doch waren es nur politische, nationale und religiöse Gegner, die mir von ihm gesprochen haben! Denn er hatte keinen Gesinnungsgenossen im Städtchen, vielleicht sogar keinen im vereinigten Galizien und Lodomerien, und allzu zahlreich hätte er sie damals auch im ganzen Kaisertum Oesterreich nicht vorgefunden. Ganz einsam stand mein Vater, und es ist kaum zu sagen, welche großen Wirkungen das auf mich geübt hat.

Er war anders, als die Leute um ihn her, schon kraft seiner Abstammung und Erziehung. Unsere Vorfahren waren spanische Juden, die vor den Verfolgungen der Inquisition nach Holland geflüchtet und endlich in Lothringen eine neue Heimstätte gefunden; ihr Ritus blieb der spaniolische, aber sie sprachen nun französisch; auch der Familienname „Levert“ hat diesen Klang. Mit Stolz hat mir mein Vater oft erzählt, daß sie in Spanien reiche und gebildete Handelsherren gewesen, aber mit noch größerem Stolz, daß sie sich in Lothringen als arme, fleißige Lichtzieher ernährten, Geschlecht um Geschlecht durch dasselbe Handwerk. Einer von ihnen, Michel Levert in Nancy, arbeitete sich zum Fabrikanten empor; neben Wachskerzen goß er auch Nippes und Statuetten im Geschmack seiner Zeit, des Rokoko; die Familiensage erzählt: nach eigenen Modellen, und spricht ihm regen künstlerischen Sinn zu. Gewiß ist, daß ihm daraus viel Ansehen, aber auch viel Anfeindung seitens seiner Glaubensgenossen erwuchs; der fromme Jude darf ja kein Bild verfertigen. Aber das focht den tapferen Mann nicht an, mit dem Erfolg wuchs ihm auch die Thatkraft, und da er viele polnische Magnaten zu seinen Kunden zählte, weil damals im Osten keine Wachskerzen gefertigt wurden, so ging er um 1770 mit seinen beiden jüngsten Söhnen nach Polen und errichtete dort für jeden von ihnen eine solche Fabrik, bei Warschau und bei Tarnopol.

Michel Levert war mein Urgroßvater und sein jüngster Sohn, der die Tarnopoler Fabrik übernahm und daher zwei Jahre später österreichischer Unterthan wurde, mein Großvater. Mit dem Michel hatte er den

Sinn für höhere Interessen, die Abneigung gegen alles Pfäffische gemein, nicht aber die kaufmännische Tüchtigkeit und Thatkraft. Ein seltsamer Mann; sein Leben lang sehnte er sich nach der schöneren Heimat zurück und mühte sich doch gleichzeitig, sein Leben anzuknüpfen an das der Anderen um sich her. Es gelang ihm nur kümmerlich, am wenigsten wohl bei den Juden. Das war so natürlich; er war ein Fremdling von anderem Ritus, anderer Sprache und Tracht, zudem der einzige jüdische Fabrikant seiner Gegend. Vor allem aber rissen seine Überzeugungen die Kluft so tief, daß wohl noch ihn sein mitleidvolles Schwärmergemüt zu den armen Brüdern hinübertragen konnte, während er für sie nur eben ein Abtrünniger und Feind war. Er war ein ungestümer Aufklärer und begriff gar nicht, daß die Starrgläubigen aus seinen Reden gegen den Aberglauben nur seine „Gottlosigkeit“ heraushörten. Gleich eifrig, aber etwas fruchtreicher war sein Mühen um Verbreitung deutscher Cultur; der und jener lernte auf sein Zureden deutsch; die Bücher, die er freigebig verschenkte, namentlich Mendelssohn und Lessing fanden Leser. Freilich so sehr, wie ihm selbst, war es keinem um die deutsche Bildung zu thun; hatte er doch um 1790, ein vierzigjähriger Gatte und Vater, sein Geschäft fremden Händen anvertraut und war nach Lemberg gegangen, um da an der neuen Universität nach Herzenslust zu treiben, was ihm gefiel, Deutsch und Geschichte, Jurisprudenz und Ästhetik. Größeres Entgegenkommen fand der edle Sonderling, dessen höchstes Vergnügen neben dem Bücherlesen das Briefschreiben war und der wohl nur eines äußeren Anstoßes und gereifterer Bildung bedurft hätte, um selbst ein Bücherschreiber zu werden, bei den deutschen Beamten seines Kreises; dem großen Schmerz freilich, den ihm das neue Regiment kurz nach Beginn angethan, konnten auch sie nicht abhelfen. Als nämlich die Juden Galiziens auf Josef II. Geheiß von der Militärverwaltung Familiennamen erhielten, ward ihm statt seines angestammten „Levert“ der Name „Franzos“ zugeteilt.

Als Spätling wurde ihm 1808 mein Vater geboren. Sein Jubel kannte keine Grenzen; sein Einziger sollte es besser haben, als er; nicht Kaufmann sollte er werden, sondern Gelehrter, und nie um der Aufklärung willen leiden müssen. Wie tief sich der Mann, der seine Jünglingsjahre in Frankreich verbracht, in seinen Mendelssohn, Lessing und Schiller hineingelesen, mag die Thatsache erweisen, daß er, obwohl alles Äußerliche – die verwandtschaftlichen Beziehungen und die bessere Lage der französischen Juden – dafür und nichts dagegen sprach, doch

gar nicht daran dachte, den Sohn nach Frankreich zu schicken; er sollte seine Heimat in Deutschland finden. Demgemäß wurde der Knabe zuerst von einem protestantischen Kandidaten aus dem Hannöverschen erzogen, dann auf ein Wiener Gymnasium gegeben. Ebenso bezeichnend war die religiöse Erziehung: „Es ist Ein Gott über uns Allen, alle Religionen sind gleich gut, weil alle zur Menschlichkeit verpflichten, Zeremonien sind überflüssig. Als Jude geboren, hast du Jude zu bleiben, weil dies offenbar Gottes Wille ist, und weil deine Glaubensbrüder, die noch – mit Recht und Unrecht – scheel angesehen werden, guter und gebildeter Männer bedürfen, die sie läutern und verteidigen.“ Warum dies all und auch einiges über meinen Vater in die Geschichte meines Erstlingswerks gehört, wird bald klar werden.

Blicke ich in meine Kindertage zurück, so sehe ich meinen Vater so deutlich vor mir, als hätte ich ihn gestern und nicht vor einem Menschenalter verloren: ein stattlicher, hochgewachsener Mann mit ernstem, scharfgeschnittenem Antlitz, so daß dies Antlitz wohl düster erschiene, wenn nicht die Augen wären, die guten, warmen Schwärmeraugen – und nie habe ich sie heller strahlen sehen, als wenn er mir von seiner Jugend erzählte. Das war seine glücklichste Zeit gewesen, aber harmlos fröhlich war er wohl auch damals nicht. Als er zuerst das Klassenzimmer bei den Wiener Piaristen betrat, hatte er gar nicht die Empfindung, daß er ein anderer Mensch sei, als der Christof Huber und der Xaver Mayer; wie auch hätte er's ahnen sollen? – alle Religionen waren ja „gleich gut“ und was sein Volksgefühl betraf, so war ja auch er ein Deutscher, dank der Lessing-Schwärmerei des Vaters und der Erziehung durch einen Schüler Jahns. Nun erfuhr er, daß er doch etwas anderes sei, ein Jude nämlich. Noch schwerer aber traf ihn der notgedrungene Verzicht auf den Beruf, für den er sich früh selbst bestimmt: er wollte Historiker werden und dies ging nicht an; dem Juden stand kein Lehramt offen und er mußte sich einst selbst sein Brot schaffen, die väterliche Fabrik gab immer geringeren Ertrag. So wurde er Mediziner, ohne Neigung, aber mit kraftvollem Ernst und Pflichtgefühl. Nachdem er an der Wiener Hochschule einen tüchtigen Grund gelegt, wandte er sich nach Süddeutschland; neben dem lebhaft aufgestachelten Nationalgefühl trieb ihn eine fast leidenschaftliche Freiheitsliebe aus der Metternicherei hinweg. In Erlangen wurde er Mitglied der Burschenschaft, einer der ersten jüdischen Studenten, die das schwarz-rot-goldene Band getragen. Dieses Band hat er sein Leben lang wie ein

Heiligtum bewahrt und das vermürbte, verschossene Seidenstreifchen bedeutet für zwei Menschenleben sehr viel: den Vater band es an seine Vergangenheit fest und den Sohn an seine Zukunft. Und beiden ward es, wenn man ein höheres Innenleben mehr schätzt, als äußeres Behagen, zum Segenspfand.

Auch meinem Vater. Anscheinend konnte ihn ja jenes Band nur daran erinnern, um wie viel dunkler sich sein Leben gestaltet, als er einst hatte erwarten dürfen. Aber das hatte er selbst so gewollt, nicht sein Hirn, sondern sein Herz. Als er 1835 als junger Doktor aus München heimkam, die greisen Eltern für drei Wochen zu besuchen, gewann ein junges schönes Mädchen sein Herz; auch sie liebte ihn, aber ihr Vater forderte als Preis der Einwilligung die Ansiedelung des jungen Paares in Galizien, als Schutz gegen die vermeintliche Gefahr, daß der Schwiegersohn Christ werde. Mein Großvater warnte flehentlich: „Du kennst Galizien nicht, du wirst für Lebenszeit unglücklich.“ – „Das werd' ich auch“, war die Antwort, „wenn ich meine Braut lasse und sie nicht minder, hier werde im schlimmsten Fall nur ich unglücklich.“ Und die Hochzeit wurde gefeiert.

In meines Vaters Leben ist sehr viel Kampf und Leid gewesen, aber unglücklich ist er nicht geworden. Der gesuchteste Arzt im Kreise, verdiente er freilich doch nur das Nötigste, weil er nie um ein Honorar feilschte oder mahnte, und es selbstverständlich fand, Armen auch die Medizin und die Mittel zur Pflege zu schenken. Das weckte unter den Leuten von Czortkow, wie sie nun einmal waren, zunächst nur eine Art spöttischen oder mitleidigen Staunens, das erst nach Jahrzehnten wärmeren Empfindungen wich, aber daß er anders war als sie, vergaßen sie doch niemals. Von den Juden schied ihn die freie Auffassung des Glaubens; daß er in seinem Sinne auf sie einzuwirken suchte, war ihnen nur peinlich. Die Polen aber vergaßen nie, daß er ein Jude und vor allem, daß er ein Deutscher sei. Das war er freilich; glühender kann niemand die Größe Deutschlands ersehnt haben; schon darum war er für die Germanisierung und ein Gegner der polnischen Zukunftsträume; sein Ideal war ein germanisiertes, freiheitlich regiertes Oesterreich, als Vormacht eines geeinigten Deutschland. Diese Freiheitsliebe aber und der Haß gegen den Metternichschen, dann den Bachschen Polizeistaat schied ihn auch von den Beamten. Nur die armen ruthenischen Bauern, denen er, wie in Krankheitsnöten, so gegen ihre adeligen Peiniger beistand, meinten: „Nein, ein solcher Herr haßt Gott und den Kaiser nicht!“

– aber konnte ihn dies gegen die Vereinsamung schützen? Dazu schweres Leid im Hause: die zahlreichen Kinder allesamt kränklich und der Tod kein seltner Gast. Und dennoch hat sich mein Vater nie unglücklich gefühlt, weil ihm aus seinem Gemüt immer neuer Trost quoll: er war ja anderen nützlich und kämpfte für seine Ideale. Der Arzt in meiner Erzählung „Moschko von Parma“ ist Zug um Zug mein Vater.

Da mag man denn ermessen, wie diesem Mann im Frühling 1848 zu Mut wurde! Die dankbaren Ruthenen wollten ihn in den Wiener Reichstag wählen, aber die Familie mußte ja ernährt sein! So blieb er, half die erregten Bauern zügeln und hat in jenem Sommer manchen Polen vor Schlimmem bewahrt. Der Dank dafür ward ihm im Herbst. Gleichzeitig mit Wien empörte sich auch Lemberg gegen die kaiserlichen Truppen, polnische Freischaren durchzogen das Land; nur in wenigen Städten behaupteten sich die Beamten mit Hilfe der Bauern. Daß es auch in Czortkow so war, hatte nur mein Vater bewirkt; halb mit Gewalt hatte er den Kreishauptmann zum Bleiben, zur Aufbietung der Bauern genötigt. Aber sie waren ein schwacher Schutz; bemächtigten sich die Polen des Städtchens, so war meines Vaters Kopf verwirrt. Das wußte er und blieb dennoch; nur die Gattin, die mich eben unter dem Herzen trug, sandte er mit den Kindern in jenes Forsthaus; der Förster, ein Westfale, war ihm dankbar ergeben. Dort bin ich gleich nach ihrer Ankunft zur Welt gekommen.

So war mein Vater; in seinem Sinne hat er mich erzogen, in derselben Absicht wie mein Großvater ihn. Und diese Erziehung eines Knaben zum freiheitlichen Deutschen, der lediglich aus Pflichtgefühl Jude bleiben sollte, vollzog sich in einem kleinen, von Polen und orthodoxen Juden bewohnten Kotstädtchen Ostgaliziens. Daraus schon mag man ahnen, wie eigentümlich dies alles war, aber keine Phantasie wird hier die Wirklichkeit erreichen.

Gleich das erste klare Bild, das mir aus dem Dämmer meiner Kindheit emportaucht, kann dies erweisen. Ein Sommertag; ich spiele, ein fünfjähriges Bübchen, mit der Marinia in unserem Garten. Die dicke Ruthenin war früher meine Amme, und weil vor allem ihr das Wunder gedankt wird, daß das armselige Sorgenkind kräftiger gedeiht, als seine Geschwister, so ist sie nun als meine Kindsmagd im Hause geblieben. Sie hat mich gehen, sie hat mich sprechen gelehrt, natürlich ruthenisch, auch etwas polnisch; sie ist – der Vater ist tagsüber selten daheim, die Mutter mit dem Hauswesen überlastet, der Bruder Mediziner in Wien,

die weitaus älteren Schwestern sehr kränklich – mein Eins und Alles, auch meine einzige Spielgefährtin. Mit anderen Bübchen habe ich noch nicht gesprochen, mein Vater hat's verboten. An jenem Julitag aber sagt sie mir: „Wenn Du heut' artig bist, bekommst Du einen Kameraden!“ Das freut mich so, daß ich mich kaum zu regen getraue, das Glück nicht zu verscherzen; nur mein Herz klopft ungestüm. Und da kommt er wirklich, mein Vater selbst führt mir den blonden Knaben zu, ein fremder Herr wandelt hinterdrein; das ist der neue Bezirksrichter, Herr Werner. Ich ziehe den Knaben zu meinem Schaukelpferd: „Komm'! ... Wie heißt Du?“ Er sieht mich ängstlich an und schweigt. „Ein Herrenkind!“ belehrt mich die Marina, „Du mußt es polnisch sagen!“ Da spricht er endlich, aber deutsch! „Um Himmels willen!“ ruft sie, „er versteht uns nicht!“ Ich aber beginne bitterlich zu schluchzen: „O das ist zu hart! Habe ich endlich einen Kameraden, so ist's so ein dummer Deutscher!“ Da tritt mein Vater auf mich zu; mich tröstend zu liebkosen, meine ich, wie er's immer thut, wenn ich weine, aber diesmal faßt er mich hart an der Schulter. „Daß ich das nie wieder höre“, sagt er drohend. „Auch Du bist eines Deutschen Sohn und wirst einst in Deutschland leben.“ So habe ich zuerst erfahren, zu welchem Volk ich gehörte.

Und ähnlich erfuhr ich ein Jahr später, welchen Glaubens ich sei. Ein Sonntag-Vormittag. Die Marina geleitet mich von meinem Freunde Martin Werner heim. Daß ich ein Deutscher bin wie er, weiß ich nun ganz genau, spreche auch deutsch so geläufig wie ruthenisch, weil Mutter und Schwestern es mich auf des Vaters Geheiß gelehrt haben und weiß sogar schon: kein anderes Volk auf Erden kommt dem deutschen gleich. An jenem Sonntag also bitte ich die Marina, als wir an der Klosterkirche vorbeikommen, mit mir einzutreten. – „Nein, nein!“ – „Aber das ist ja Gottes Haus, ich hab's schon lange sehen wollen!“ Da höhnt ein Knabe, der vorbeigeht: „Seht das Jüdchen! Will in die Kirche!“ – „Lüge!“ ruf' ich zornig. „Ich bin ein Deutscher!“ – „Ein Jüdchen bist Du!“ Ich stürze mich auf ihn, die Marina muß mich davonziehen. Als mein Vater mein Abenteuer erfährt, zieht er mich liebevoll an sich, „Du bist ein Deutscher“, sagt er, „freilich jüdischen Glaubens. Aber auch dessen hast Du Dich nicht zu schämen. Ich erklär's Dir, sobald Du es verstehen kannst!“

Aber er versuchte es doch schon nach Wochen, als er sah, wie sehr es mich beschäftigte. Hang zur Grübelelei und lebhaftes Phantasie waren mir angeboren, die Einsamkeit meiner Kinderjahre ließ sie wachsen.

Schon die Belehrung über mein Deutschtum hatte mich erregt; ich war also ein Anderer, als alle Knaben von Czortkow, den Martin ausgenommen. Aber nun auch ein Jude? Das waren schmutzige Kaftanleute, deren Sprache ich nicht verstand, und zu ihnen gehörten wir?! Es nützte wenig, als mir mein Vater erklärte, wir hätten nur denselben Glauben, aber eben darum müsse ich sie brüderlich lieben. Ich versprach's unter Thränen, denn das schien mir schwer, aber warum durst' ich dann nicht mit ihnen verkehren?!

„Der Junge grübelt zu viel“, klagte mein Vater, aber noch mehr bekümmerte ihn das Überwuchern meiner Phantasie. Die Schwestern schalten mich einen Lügner, wenn ich erzählte, daß ich heute in einer Wolke den lieben Gott gesehen, oder irgend ein Märchen der Marinia als mein Erlebnis berichtete; er that es nicht, nahm mir aber früher, als beabsichtigt, einen Lehrer und gab ihm zur Richtschnur: „Möglichst viel Rechnen, keine Märchen!“ Das hat denn auch der arme Trainsoldat Heinrich Wild ehrlich eingehalten, aber ich fürchte, er ist doch mitschuldig, daß ich ein Schriftsteller geworden bin. Der Unglückliche war einer jener Studenten von 1848, die dann zur Strafe ins Militär gesteckt worden; von ihm lernte ich in meinem siebenten Jahre nicht bloß Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch die Freiheit lieben, die Reaktion hassen, so gut ich's damals verstand. Wie mich das entflammte! Ich konnte oft Nachts nicht schlafen, wenn ich an die Eroberung Wiens dachte; aber es kam noch einst die Vergeltung und dann war ich Student!

Nach Wilds Tode kam ich in die Schule der Dominikaner, deren Hausarzt mein Vater war. Drei Jahre bin ich dort geblieben, und weil wir weit weg wohnten, so verbrachte ich im Kloster fast den ganzen Tag, speiste auch im Refektorium mit. Ich bewahre den Patres dankbare Erinnerung; sie lehrten uns nicht viel, aber was sie eben selbst wußten: ein wenig Mathematik, Polnisch und Latein. Die Zucht war gelind, die Behandlung gerecht; auch meine Mitschüler – ich war natürlich der einzige Jude – verhöhnten mich selten. Dennoch hat mich die Empfindung, ein Anderer zu sein, nie verlassen. Der alte, gewaltige Bau mit den unzähligen Bildern und Altären, die pomphaften Zeremonien wirkten auf meine Phantasie; vieles von den Gebeten und Legenden grub sich mir ein, aber ich wußte: „Wir haben denselben Gott gemeinsam, nicht dieselben Formen, und Gott zu dienen ist all der Pomp überflüssig.“ Denn so sagte mein Vater und darum war's so. Aber allmählich mochte

er fühlen, daß es da doch eines Gegengewichts bedürfe. Ich bekam einen Lehrer des Hebräischen, Nathan Weiser, aber sein Unterricht langweilte mich, denn er ließ mich nur Urtext und Übersetzung der Bibel auswendig lernen. Hingegen fesselten mich meines Vaters Erzählungen sehr; nachdem er mich allabendlich, wie ermüdet er auch sein mochte, eine Stunde im Deutschen unterrichtet, sprach er mir bald von den deutschen Befreiungskriegen, bald von den Kämpfen der Makkabäer, von Hermann dem Cherusker und den jüdischen Märtyrern zu Worms. So wuchsen mir Deutschtum und Judentum thatsächlich zu einer Einheit zusammen, von beiden hörte ich nur das Edelste, was mich zur Begeisterung entflammen konnte. Aber bezüglich des Judentums stieß sich die Phantasie an der harten Wirklichkeit. Wie verwahrlost waren Menschen und Häuser des Ghetto! Durchschritt ich es, so bewarfen die Knaben den „Abtrünnigen“ mit Kot. Weiser war bis in mein zehntes Jahr der einzige Czortkower Jude, mit dem ich in Berührung kam; sehr selten betrat ich ein jüdisches Haus, nie die Synagoge; die religiösen Bräuche kannte ich nicht.

Man sieht, nach meinen Kinderjahren stand nicht zu erwarten, daß ich gerade Ghetto-Novellen als mein erstes Buch schreiben würde. Ob überhaupt je ein Buch? Sicherlich haben die Eindrücke meiner Kindheit meinen Lebensberuf mitbestimmt. Ich fühlte mich überall ein Fremder, im Kloster und im Ghetto, im Haus meiner Mitschüler, wie in der Bauernhütte und im adeligen Hof, es war überall anders als daheim, darum beobachtete ich unwillkürlich alles und prägte es mir ein. Das war aber auch ein heilsames Gegengewicht gegen meine Phantasterei, der mein Vater vergeblich entgegenzuwirken suchte, indem er mir Märchen und Geschichten entzog; lag ich an freien Nachmittagen allein auf der weiten Heide, so brauchte ich keine fremden Bausteine für meine Luftschlösser. Als ich dann aber, im neunten Jahr, zuerst eine Erzählung las, war die Wirkung fast unheimlich. Es war – noch seh ich das grünkartonnierte Bändchen mit dem miserablen Titelkupfer vor mir – Gustav Nieritz' „Trompeter von Dresden“: ein armer, deutscher Knabe geräth 1813 den Franzosen in die Hände, befreit sich und zieht mit den Verbündeten in Paris ein, das als herrliche Stadt geschildert wird. Seit ich das Büchlein gelesen, nein verschlungen, beherrschte mich nur ein Gedanke: auch ich mußte dies herrliche Paris sehen, und so völlig wurde ich ihm unterthan, daß ich eines Morgens statt in die Schule nach Kopeczynce ging. Denn von dorthier hatte der Graf Bawarowski bei sei-

ner Heimkehr aus Paris seinen Einzug in Czortkow gehalten; das war also die richtige Straße. Ich erinnere mich deutlich, daß mir auf dem Weg der Gedanke, Eltern und Geschwister so lang nicht zu sehen, bittere Thränen erpreßte, aber vorwärts ging ich doch. Natürlich roch der Schänkwirt von Kopeczynce, bei dem ich einkehrte, Lunte und brachte mich selben Tags zurück. Die Mutter prügelte mich tüchtig, der Vater war starr vor Entsetzen, den Grund erfuhr ich erst viele Jahre später: sein Zweitgeborener, ähnlich veranlagt wie ich, war schon an der Schwelle des Jünglingsalters in Wahnsinn verfallen. Und die Sorge um mich bedrückte ihn umso schmerzvoller, als sein Ältester kurz vorher an der Schwindsucht gestorben und ich Jüngster nun sein Einziger war.

Von da ab hat er jede freie Stunde mit mir geteilt und war er verhindert, so mußte ich zu einem Kameraden; allein durfte ich nicht mehr bleiben, auch wenig mehr lesen. Als aber im Frühling 1858 eine deutsche Schmiere nach Czortkow kam und mich mein Mitschüler Ludwig Noß, des Apothekers Sohn, einlud, mit ihm und seinen Eltern – die meinen waren ja in Trauer – die Eröffnungsvorstellung zu besuchen, bettelte ich's mir doch aus. Dieser mein erster Theaterabend ist mir in unauslöschlicher Erinnerung. Gegeben wurde Mosenthal's „Deborah“. In fieberhafter Aufregung folgte ich der Aufführung. Theater! und nun handelte es zudem von Juden! Aber für mich trat die tragische Katastrophe leider schon am Schluß des zweiten Akts ein. Als der Schulmeister auftrat und rief: „Wir brauchen keine Juden im Land!“ applaudierten einige Polen, und auch mein Nachbar Ludwig; ich aber schnellte entrüstet empor und gab ihm eine Maulschelle, daß er unter die Bank fiel. Es gab einen Tumult, Juden und Christen lachten, mich aber traf die für mich furchtbarste Strafe: der entrüstete Apotheker setzte mich eigenhändig vor die Thüre. Die Nacht darauf schloß ich kein Auge, denn auch nachdem sich Zorn und Schmerz gelindert, mußte ich mir ausmalen, wie etwa das wunderschöne Stück weitergehe. Am nächsten Morgen schrieb ich auf, was ich noch davon wußte, und wollte es in meiner Art fertig bringen. Damit kam ich nicht weit, aber dieselbe Schmiere sollte mein erstes selbständiges Werk zeitigen. Da mich mein erster Theaterabend nicht bloß zum Sünder, sondern gewissermaßen auch zum Märtyrer meines Glaubens gemacht, so ließen mich die Eltern mit Werners zu einer anderen Vorstellung gehen; gegeben wurde Kotzebue's „Schneider Fips“ und „Das Landhaus an der Heerstraße“. Das war nicht so schön wie „Deborah“, aber doch auch ganz herrlich; namentlich das Meckern

des Schneiders entflammte Martin und mich zu dem Entschlusse, das Stück selbst aufzuführen. Ich dichtete es zu diesem Zwecke etwas frei nach und fühlte mich durch das Gelingen zu einem Original-Lustspiel ermutigt: „Der tanzende Lieutenant“. Der Lieutenant war ein Geck, – natürlich meckerte er auch – zum Schlusse riefen Alle: „Nieder mit der Tyrannei!“. Das Schicksal dieses Erstlingswerks war ein exceptionell trauriges: es wurde noch vor der Aufführung von der Kritik zerrissen. Herr Werner vernichtete das Manuskript in patriotischem Zorn.

Kurz darauf traf unser Haus der schwerste Schlag; im Juli 1858 starb mein Vater. So jung noch, empfand ich doch die ganze Wucht des Verlusts und daß ich ihn nimmer sehen sollte, wäre mir unfaßbar erschienen, wenn sie ihn nicht vor meinen Augen in's Grab gesenkt hätten. Daß sie den Leichnam vorher nach Sitte der strenggläubigen Juden aus dem Sarg hoben, so daß er schutzlos dem Niedersausen der Schollen preisgegeben war, erregte mich so, daß ich mich dazwischen warf: „Ich duld's nicht, daß Ihr dem Vater wehe thut.“ Mit Mühe beruhigte mich Weiser so weit, daß ich ihm die Worte des Totengebets nachsprach. Dieselbe Sohnespflicht hatte ich nun täglich in der Synagoge zu erfüllen. Der düstere Raum, das leidenschaftliche Schreien der Beter flöste mir Grauen ein.

Diese Empfindung verblaßte, als wir im Frühling 1859 nach Czernowitz übersiedelten; da entschwand das strenggläubige Judentum zunächst meinem Blick. Die Hauptstadt der Bukowina war damals noch eine kleine, aber freundliche, durchaus deutsche Stadt; ich fühlte mich im Vorhof zum Paradies Deutschland, das mir vorbestimmt war. Auch im Testament meines Vaters: ich solle, hieß es da, das Gymnasium in Czernowitz beziehen, dann frei mein Studium wählen und mich hierauf, wenn möglich, in Deutschland niederlassen. So froh ich darüber war, meiner Mutter schuf die Bestimmung die schwersten Sorgen; wovon sollt' ich studieren, da er so wenig hinterlassen hatte; ich war ihre und der Schwestern einzige Hoffnung; es schien für uns alle das klügere, wenn ich rasch in einen praktischen Beruf einlenkte. Gleichwohl fügte sie sich dem Willen des Toten, ich bezog im Herbst 1859 das Gymnasium, aber allerdings mit der Mahnung: „Wenn du nicht der Erste in deiner Klasse wirst und bleibst, so kommst du als Lehrling zu einem Kaufmann.“

Ich bin der Erste geworden und durch's ganze Gymnasium geblieben, aber welche Seelenqual schuf dies Wort in der ersten Zeit mir an-

mem Knirps! So oft ich an einem Krämerladen vorbei kam und die Lehrlinge mit blaugefrorenen Fingern hinterm Ladentisch stehen oder gar ins Heringsfaß greifen sah, stand mir ordentlich das Herz stille. Das soll wahrlich keine Anklage gegen die sorgengebeugte Frau sein; daß sie mir den Sporn einsetzte, geschah nicht bloß unter dem Zwang der Verhältnisse, sondern in klügster Berechnung meines Wesens. Ich war ein verträumter Knabe; was mich fesselte, nahm ich leicht auf, was mich langweilte, ließ ich liegen und spann lieber an meinen Phantasien, tagelang. Das änderte sich nun; was irgend an Thatkraft in mir schlummerte, wurde wachgerüttelt, ich lernte arbeiten, fleißig sein. Ohne äußeren Zwang wär's nicht gegangen, der aber fehlte auch dann nicht, als mich das Heringsfaß längst nicht mehr schreckte: vom vierzehnten Jahr ab mußte ich mich selbst ernähren, natürlich durch Lektionen, zumeist an Mitschüler, die schwer vorwärts kamen. So muß' ich um anderer willen gründlicher sein, als ich es allein gewesen wäre, und habe als Lehrer mehr gelernt, als auf der Schulbank. Das gilt namentlich von meinem früh erwählten Lieblingsfach, den klassischen Sprachen; hier gab mir erst das Unterrichten völlige Sicherheit in den Formen, wie im Wortschatz und damit die Freiheit, in den Geist der Alten einzudringen und mich seiner klaren Schönheit zu freuen.

Wie viel Dank ich jedoch dafür auch meinen Lehrern schulde, habe ich nie verkannt. Die Anstalt, seit 1860 das einzige deutsche Gymnasium des Ostens, verfügte fast durchweg über tüchtige Kräfte; geradezu musterhaft aber war der Geist, der sie durchwehte, der Geist der Humanität. Die Ueberzeugung von der Heilsamkeit deutscher Cultur wurde uns ebenso sacht wie andauernd eingeflößt, aber nie fiel ein Wort gegen eine andere Nationalität. Niemals vollends wurde eine Konfession angegriffen; eine Unbill aus solchen Gründen war geradezu undenkbar. Auch die Schüler hielten's so, denn das Leben wirkte der Schule nicht entgegen, in der Stadt, im Lande herrschte tiefster Frieden aller Bekenntnisse.

Hier also war ich kein „Anderer“ mehr, sondern ein Deutscher unter Deutschen, meine Angehörigkeit zum Judentum spielte in meine Empfindungen kaum mehr hinein. Das änderte sich erst, als ich in meinem 16. Jahre nach Czortkow kam, das Grab des Vaters, der Geschwister zu besuchen; was ich da unter Weisers Leitung vom Leben des Ghetto sah, interessierte mich sehr; es war ja so merkwürdig und mir neu. Nun ging ich auch in Czernowitz zuweilen in die Judenvorstadt, die „Was-

sergasse“, oder nach dem nahen Sadagóra, dem Sitz eines Wunderrabbi. Aber der Eindruck war doch zum mindesten ein zwiespältiger. Das Poetische vieler Bräuche zog mich an, auch die guten Seiten dieses Wesens gingen mir voll auf und zudem war mir nun ja ihre und die allgemeine Geschichte vertraut genug, um zu wissen: auch das Schlimme an ihnen hatten wahrlich nicht sie allein zu verantworten. Aber des Schlimmen war viel, besonders peinlich berührte es mich, in welchen Aberglauben nun diese einstigen Bannerträger des reinsten Monotheismus versunken waren.

Über mein Berufsstudium war ich früh mit mir einig; die klassische Philologie. Daß ein Schriftsteller in mir stecke, haben damals andere vermutet, ich nicht. Allerdings, wenn ich abends nach harter Arbeit – fünf Schulstunden, vier Lektionen – in mein Stübchen heimkehrte, ging erst meine schönste Zeit an: ich saß still da, spann Träume und sann Geschichten aus wie einstens auf der Heide. Oder ich las; es hat damals Monate gegeben, wo ich allnächtlich einen Band verschlang: Goethe und Viktor Hugo, Heine, Hackländer und die Paalzow – was ich eben erraffen konnte. Auch hielt ich mir die „Gartenlaube“ und „Westermanns Monatshefte“, und war Theater in Czernowitz, so aß ich lieber des Mittags trockenes Brot, als abends auf der Galerie zu fehlen. An solchen Abenden empfand ich den Drang, selbst etwas zu schreiben, am stärksten, aber „der tanzende Lieutenant“ erhielt doch zunächst einen epischen Nachfolger: in meinem fünfzehnten Jahr schrieb ich als erstes Gedicht eine Romanze „Im Walde“. Sie wurde im „Bukowinaer Hauskalender“ gedruckt, ebenso allerlei selbsterfundene „Sagen aus der Bukowina“. „Unfug!“ donnerte mich da einmal mein Direktor Stefan Wolf an. „Mir scheint gar, Sie haben Talent für solche Schmieralien! Und Sie haben mir doch versprochen, Philolog zu werden!“ Ich beruhigte ihn, die Philologie sei nach wie vor mein einziges Lebensziel. So war's auch; wenn ich abends auf meinem Stübchen den Homer oder Sophokles rezitierte, so wurde mir feierlich zu Mut. Ich darf sagen, es war Gottesdienst.

Freilich, ob ich ein Priester an diesen Altären werden durfte, hing nicht allein von mir ab. Es war ein Studium, das die ganze Kraft in Anspruch nahm, wenn man was Rechtes werden wollte, und ich war arm. Aber Wolf meinte, die Regierung werde mir sicherlich ein Stipendium gewähren: ich konnte neben den besten Zeugnissen auch eine Arbeit vorlegen: eine metrische Übersetzung der Eklogen Vergils in die Spra-

che Theokrits, den dorischen Dialekt. Nun, ich bekam's doch nicht. „Ihre Eignung steht außer Zweifel“, sagte mir der Landeschef, „aber –“ Die Taufe! Einem Juden wurde das Stipendium nicht gegeben, es hätte auch keinen rechten Sinn gehabt, denn ein Lehramt war ja damals – im Sommer 1867 – einem Juden unerreichbar.

Ich sagte sofort Nein. Ich hatte kein Vorurteil gegen Christen und Christentum, wahrlich nicht! Auch war ich damals leidenschaftlich in ein christliches Mädchen verliebt. Aber mit der Taufe Handel treiben, das ging nicht. Auf das Stipendium mußte ich also verzichten und damit auch auf die Philologie. Ein Mensch mit meinen Pflichten mußte ein Brotstudium wählen.

Ich beschloß also, in Wien Jura zu studieren und that's. Das schreibt sich leicht hin, aber wie viel Schmerz, wie viel schlaflose Nächte zwischen jeder dieser Zeilen stehen, weiß nur, wer selbst je in ähnlicher Lage war. Indes – dies Selbstverständliche würde ich nicht aussprechen, wenn es nicht zur Sache gehörte. Mein Judentum hatte mich bisher wenig angegangen, nun legte es mir ein furchtbares Opfer auf, den Verzicht auf den Beruf, von dem damals ich und die Anderen meinten, daß er am besten für mich taue. Derlei wirkt auf den Menschen verschieden, je nach seinem Wesen. Der eine kann das Opfer nicht bringen und läßt sich taufen; der andere bringt's zwar, beginnt aber innerlich sein Judentum als Unglück zu empfinden und zu hassen; den dritten aber beginnt das Judentum eben deshalb näher anzugehen, weil er ihm ein solches Opfer hat bringen müssen. Dies letzte war bei mir der Fall. Meine Weltanschauung bekam keinerlei konfessionelle Prägung, mein deutsches Gefühl verringerte sich nicht im geringsten, aber das Gefühl, daß ich daneben auch einer anderen Gemeinschaft angehörte, wurde stärker. Es verlor sich auch in Wien nicht ganz. Ich wurde Burschenschafter wie mein Vater, schloß mich aus innigster Ueberzeugung den Deutsch-Nationalen an, die trotz 1866 den Ausbau des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reich ersehnten, hielt als einer ihrer Vertreter beim Berliner Burschentag von 1868 eine Rede, die mir nach der Heimkehr nach Wien arge polizeiliche Chikanen eintrug. Kurz, ich fühlte mich nicht bloß als Deutscher, sondern handelte darnach. Aber dazwischen dachte ich zuweilen doch: „So fühlte und handelte auch dein Vater und erfüllte dabei doch auch die Pflicht gegen die Juden!“

Im Sommer 1868 war ich wieder in Czernowitz und verlobte mich heimlich mit der Geliebten. Sie sollte Christin, ich Jude bleiben. Aber

in Graz, wohin ich nun gegangen, ereilte mich ihr Brief: „Ich bring's doch nicht über's Herz ...“

Ich litt sehr, denn sie war mir sehr teuer gewesen. Einen Tag, eine Nacht ging ich verstört in meiner Stube auf und ab. Am zweiten Tage lief ich vor's Thor hinaus und sank endlich ermattet in einem Wäldchen nieder. Als ich dann heim ging, standen plötzlich so klar, wie nur je einer eine Vision gesehen, zwei Gestalten vor mir, zwischen denen sich eine ähnliche Geschichte abspielte, wie jene, an der ich mich zu verbluten drohte. Nur alles gesteigert, der Gegensatz zehnfach schärfer. Ich sah ihre Gesichter, hörte ihre Stimmen, und – diese Gestalten schritten durch die Gassen meines Heimatstädtchens. Ich sah's, als hätte ich es gestern verlassen: das Schloß, das Kloster, das Ghetto ...

Ich kam heim, zündete die Lampe an und begann zu schreiben: „Da steht es wieder greifbar lebendig vor mir, das arme, verfallene Landstädtchen ...“ und so weiter, ohne Besinnen, mit fiebernden Pulsen. Ich schrieb bis in den hellen Morgen hinein, sank dann aufs Sopha hin, lag einige Stunden in bleiernem Schlaf und schrieb dann fort, hastig, mit der seltsamen qualvollen Empfindung: ich mußte es thun, weil mir ein anderer diktierte, dem ich zu willen sein mußte. Als das nächste Frührot in meine Stube schien, war ich zu Ende, sank wieder aufs Sopha und schlief bis zum nächsten Morgen. Als ich da erwachte, und die Blätter liegen sah, muß' ich mich zunächst erst besinnen, wie's damit stand, dann schloß ich sie hastig in eine Lade und ging fort.

So ist meine erste Ghetto-Novelle entstanden; ich habe sie später „Das Christusbild“ genannt. Damals scheute ich mich lange, das Ding auch nur nochmals zu lesen, seinen Zweck hatte es ja erreicht; ich hatte darin meinen Schmerz begraben, soweit sich derlei überhaupt je ganz begraben läßt. Aber noch mehr: ich hatte darin mich selbst wiedergefunden; jetzt ahnte ich, wo die innere Ausgleichung des Gegensatzes lag, der mir nun plötzlich das Herz zerriß, nachdem ich ihn solange gar nicht als Gegensatz empfunden: ich mußte in der kleinen jüdischen Gemeinschaft ebenso meine Pflicht thun, wie in der großen deutschen. Mir war zu Mut wie meinem Helden Friedrich Reimann, ich wollte nun auch derer gedenken, von denen ich stammte. Nicht ihrer allein, das war der Unterschied zwischen ihm und mir, aber auch ihrer. Dies alles ging mir schon in den nächsten Wochen durch's Hirn. Aber das Wie war mir nicht klar. Etwa als Rechtsanwalt in Galizien? Nein, was konnt' ich dort für die deutsche Gemeinschaft thun? Ich wollte ja beiden dienen.

In dieser Unklarheit verstrich mir ein halbes Jahr. Erst an dem Tag, wo ich jene Blätter wieder las, dämmerte es in mir auf: wie, wenn das wirklich eine Novelle wäre, und wenn du deren mehr schreiben könntest? Bessere, klarere, solche, die dem deutschen Volke wirklich ein Bild des östlichen Ghetto gäben. Dann stündest du als deutscher Schriftsteller in der großen Gemeinschaft, würdest ihre Kenntnis durch bisher nie geschildertes Leben vermehren, und damit der kleinen Welt nützen, indem du ihr mahnend einen Spiegel vorhieltest ... Aber ich war ja Jurist, wollt' es bleiben! Und ich hatte auch ohnehin so viel zu thun: Kollegien hören, bei Kommersen Hochs auf Bismarck und Pereats auf Beust ausbringen, mich dafür von der Polizei verhören, zuweilen auch einsperren lassen und dann – das Letzte, das Geringste, aber notwendig war auch das – ich mußte durch Lektionen mein Brot verdienen. Auch war ja noch fraglich, ob ich solche Novellen schreiben konnte!

Und über alle dem verging wieder ein halbes Jahr. Da, Weihnachten 1869, beschloß ich die Ferien zu einem neuen Versuch zu benützen. Ich erinnerte mich eines Zugs aus dem Leben meiner Mutter. Sie hatte als Braut die Wucht des Opfers gefühlt, das ihr mein Vater durch sein Verbleiben in Galizien bringen wollte und bangte um sein Glück. Nur darum wollte sie ihm schreiben, sie habe sich in ihrer Liebe für ihn getäuscht und gebe ihn frei. Sie begann auch den Brief, aber die Thränen schwemmen immer wieder die Schrift hinweg. Sie konnte es nicht ... Wie, dacht' ich, wenn sie es gekonnt, wenn er ihr geglaubt hätte?! Dann war durch das fromme Vorurteil das Lebensglück zweier Menschen zerstört. So erstand die Novelle: „Esterka Regina“. Aber nun schrieb ich ja besonnen, das ging viel langsamer. Ich wurde nicht fertig; nun mußte die Arbeit bis zu den Osterferien liegen bleiben.

Da ereignete sich mit meinem „Christusbild“ eine kuriose Geschichte. Eines Abends kneipt der Redakteur der damals in Graz erscheinenden „Oesterreichischen Gartenlaube“, Dr. Hans v. Z., mit uns. Er klagt uns sein Leid: an brauchbaren Novellen käme fast nichts. Nun habe ich schon sehr schwächliche Sachen dort gelesen und frage darum: „Ist es denn gar so schwer, für Sie eine brauchbare Novelle zu schreiben?“ Darauf er: „Probieren!“ – „Ich hab' es probiert“, erwidere ich. „Freilich denke ich nicht dran, das Zeug drucken zu lassen.“ – „Aha!“ lacht er. „Hic Rhodus, hic salta!“ – „Schön“, sag' ich, „morgen sollen Sie die Novelle haben!“ Natürlich lachen auch meine Kollegen gehörig auf meine Kosten. Aber den Gipfelpunkt erreicht die Heiterkeit eine Woche

später, als der Redakteur wieder bei uns erscheint und das Manuskript vor mich hinlegt: „So schlechtes Zeug habe ich überhaupt noch nie gelesen!“ – „Das glaub’ ich nicht“, erwidere ich trotzig. Natürlich wird dadurch das Halloh noch ärger, bis ich endlich unvorsichtig genug dem Redakteur sage: „Geben Sie zu, daß die Westermanschen Monatshefte strenger redigiert sind, als Ihr Blättchen?“ – „Natürlich – und?“ – „Und Sie werden meine Novelle im „Westermann“ lesen!“ Er und die anderen wollen sich ausschütten vor Lachen und auch mich reut das Wort, kaum daß es mir entfahren ist, aber nun muß ich das Manuskript wohl oder übel nach Braunschweig senden. Vierzehn Tage später erhalte ich von dort einen Brief Adolf Glasers, worin er die Annahme mitteilt und weitere Beiträge „aus diesem interessanten Stoffkreis“ erbittet.

Aber auch die erste englische Übersetzung, die von dieser Novelle gedruckt wurde, hat ihre Geschichte; die jedoch will ich kurz erzählen, in Ehrfurcht vor dem größten Novellendichter, dem Schicksal. Als die Novelle bei „Westermann“ erschienen war, schickte ich ein Exemplar an meine Familie. Meine Schwester gab sie jenem Mädchen. Sie las, war tief erschüttert, bat, das Exemplar behalten zu dürfen. Kurz darauf verheiratete sie sich nach England. Im Jahre 1878 schreibt sie mir, ihr Mann verdiene nicht genug, da wolle sie sich durch Übersetzen etwas verdienen, um der armen Kinder willen. Nun habe ein Magazin die Übersetzung des „Christusbild“ angenommen, verlange aber die Autorisation des Verfassers ...

Jener Braunschweiger Brief hat nicht über meinen Beruf entschieden, wohl aber bewirkt, daß ich mich rechtzeitig entschied. Nun wurde „Esterka Regina“ fertig geschrieben und bis 1872 folgten die anderen Novellen des Buches; die zuletzt entstandene: „Nach dem höheren Gesetz“, ist wohl die beste. Mit jeder Arbeit fühlte ich mir die Kraft wachsen, aber auch die Klarheit über meine Tendenz. Die Hauptsache war sie mir trotz alledem nie; vor allem wollte ich Novellen schreiben, die künstlerisch so wertvoll waren wie ich nur irgend vermochte. Auch blieb ich bei der Wahrheit, wollte die Juden von „Barnow“, nicht besser, noch schlechter, sondern genau so malen, wie sie mir erschienen. Aber daneben wollte ich andere zu gerechterer Beurteilung der Verachteten führen, sie selbst aber anstacheln, den Zwang des frommen Wahns abzuthun und sich der Cultur zuzuwenden. „Barnow“ nannte ich den Ort nicht bloß deshalb, weil „Czorkow“ der deutschen Zunge Mühe macht, sondern weil mein Heimatstädtchen nur der äußere Schauplatz ist; die Menschen haben zumeist in Sadagóra gelebt.

Wesentlich hat es mich, glaub' ich, gefördert, daß ich damals dem Ghetto so fern, ja sogar in einer Stadt lebte, in der es anfangs außer mir keinen, dann von 1869 ab sehr wenige Juden gab. Als ich dies zehn Jahre später Leopold Kompert erzählte, rief er staunend: „Merkwürdig! Auch ich schrieb meine ersten Ghetto-Geschichten mitten im Alfeld, es gab weithin keine Juden! Sollte dies ein Gesetz sein?“ Vielleicht! Der Dichter bedarf oft einer gewissen Distanz zu seinem Stoffkreis. Der Beispiele ließen sich unzählige beibringen, ich beschränke mich auf eines. Vier der besten Dorfgeschichtenschreiber unserer Litteratur: Berthold Auerbach, Ludwig Anzengruber, Melchior Meyr und Joseph Rank haben ihr Leben in der Stadt verbracht.

Die Geschichten wurden rasch gedruckt, in den „Westermann'schen Monatsheften“, dann in „Über Land und Meer“, auch in der „Gartenlaube“. Das ermutigte mich, Schriftsteller von Beruf zu werden. Im Frühling 1872 gab ich meine Juristerei endgiltig auf; das war ohnehin nur eine Frage der Zeit. Denn Advokat mocht' ich nicht werden und die Richterlaufbahn war dem Juden, der sich obendrein politisch kompromittiert, verschlossen.

Nachdem ich noch zwei solcher Novellen geschrieben, beschloß ich alle in Buchform zu sammeln. Wohlgemut wandte ich mich an Cotta. Nach vierzehn Tagen war das Manuskript wieder in meinen Händen. Wollt' ich nun aber alle jene Firmen aufzählen, bei denen die „Juden von Barnow“ vergeblich ihre Auswartung gemacht haben, so würde ich den Leser arg ermüden. Sie sind von 1872 bis 1875 von siebzehn Verlegern abgelehnt worden. Zwei darunter hatten das Buch vorher gelesen, beide meinten, es sei nicht ohne litterarischen Wert, aber an einen Absatz, der die Druckkosten decke, sei nicht zu denken.

Von 1874 ab brachte die „Neue freie Presse“ in rascher Folge meine Culturbilder „Aus Halbasien“, die Beachtung fanden. Auch Hallberger wollte für „Über Land und Meer“ derlei Arbeiten haben, und als ich ihm darauf im Frühling 1875 die erste solche Skizze für sein Blatt und gleichzeitig „Die Juden von Barnow“ für den Buchverlag sendete, erwiderte er mir, wenn ich ihm noch mehr solcher Skizzen verspräche, so wolle er in Gottes Namen das Buch gelegentlich bringen, auch ein kleines Honorar bezahlen, obwohl er sich keinen Erfolg davon verspreche.

Wie froh war ich! Freilich „gelegentlich“ – im Laufe des Jahres 1875 fand sich leider diese Gelegenheit nicht, obwohl es doch ein schönes, langes Jahr von 365 Tagen war. Im November 1875 wurde mir eines Tages

aus Kopenhagen ein Büchlein gesendet: „Folkelivsbilleder, Af K. E. F.“ Die dänische, natürlich unautorisierte Buchausgabe, aus den Zeitschriften zusammengestellt, war früher erschienen als die deutsche! Als jedoch auch im Winter auf 1876 die Bogen aus Stuttgart nicht kommen wollten, beschloß ich ein anderes Buch früher erscheinen zu lassen. Ich bot die Skizzen „Aus Halb-Asien“ der Firma Duncker und Humblot in Leipzig an. Sie brachte das Buch schon im Mai 1876. Daß das Werk Erfolg hatte, ist bekannt. Nun endlich ward auch mein armes Erstlingswerk, das freilich dem Erscheinen nach mein zweites geworden, an's Licht gezogen. Es erschien zuerst im Dezember 1876, vierzehn Tage vor Weihnachten, also zu sehr ungünstiger Zeit. Der Absatz war anfangs sehr spärlich, die Kritik beschäftigte sich wenig mit dem Buche. Nur Johannes Scherr empfahl es dringend, das sei ein ehrliches Buch, das von Haß und Liebe unbeirrt, die jüdische Volksseele schildere, wie sie sei, und prophezeite ihm, es werde fröhlich fortleben und bald seinen Rundgang durch Europa antreten. Die Prophezeiung erschien mir ebenso wohlwollend wie verwegen.

Und dennoch hat sie sich erfüllt. Das Buch ist heute in seinem Genre, dem der Ghetto-Novelle, das verbreitetste. In Deutschland sind mehrere starke Auflagen nötig geworden – die fünfte vermehrte ist im Frühling dieses Jahres (1894) bei Adolf Bonz & Comp, in Stuttgart erschienen; im Ausland ist es bisher in sechzehn Sprachen verbreitet. Auch eine Übersetzung in das Hebräische und in das sogenannte Judendeutsch ist erschienen; durch sie ist das Buch im Osten eine Waffe im Kampf der Aufklärung gegen die Finsternis geworden.

Dies ist die Geschichte meines Erstlingswerks.

Elsass

Die Eröffnungsfeier der Universität Straßburg

Die Eröffnungsfeier der Universität Straßburg

I. Die Vortage

... Wir hatten laut geplaudert und hell gelacht, ich glaube sogar, wir hatten gesungen. Das hatte der leuchtende Frühlingstag verschuldet, das knospende, grünende Gelände, welches wir durchschnitten, wie nicht minder das neue deutsche Reich. Das sind drei Dinge, die noch ganz andere Leute zu fröhlichem Treiben verleiten könnten, nicht bloß einen sonst erträglich ernsthaften Zeitungsschreiber. Aber seltsam, je näher wir unserem Ziele kamen, desto ernster wurden wir und desto stiller. Das fröhliche Geplauder stockte – stockte immer mehr. Und als Kehl hinter uns lag, da sprach vollends Niemand mehr. Langsam keuchte der Zug zwischen den Wällen hindurch und an dem zerschossenen Brückenkopfe vorüber ...

„Der Rhein! ...“ sprach plötzlich tief aufathmend ein junger Student. Seine Stimme zitterte ...

Der Rhein! Der Rhein!

Ich weiß, hier wäre es Feuilletonisten-Pflicht, einige Verse irgend eines Dichters zu citiren. Das ist altehrwürdige Zunftsitte. Auch macht es sich so hübsch. Aber ich mag es nicht, ich kann es nicht. Seit ich – vier Jahre sind's her und ein schöner, leuchtender Augusttag war's – den Rhein kennen gelernt, dünkt mich fast alle Rhein-Poesie klein, kurzathmig und schwächlich. Der Rhein ist selber ein Gedicht, so groß, so wunderbar, so überwältigend, daß es kein armes Menschenwort voll und ganz wiedergeben kann. Und er ist es nicht nur durch seine und seiner Ufer Schönheit und Erhabenheit, er ist es noch mehr durch den Zauber der Erinnerung, die sich an ihn knüpft und ihn ewig verknüpft mit jedem deutschen Herzen.

Auf einer Bastion am Ufer des Stromes, der hier breit und so ruhig dahinfließt, daß kaum eine Welle aufschäumt und goldig im Sonnenlichte aufglänzt, stand, das Gewehr im Arm, die Pickelhaube auf dem Haupte, das Antlitz gegen Westen gerichtet, bewegungslos ein preußischer Soldat. Die Sonne schien hell auf Helm und Waffe des Mannes und auf den Strom zu seinen Füßen.

Die Pickelhaube ist durchaus nicht poetisch; sie ist die harte, nüchterne Kopfbekleidung harter, nüchterner Köpfe. Und dennoch ist mir nie

eine Illustration zur „Wacht am Rhein“, und war sie noch so schwungvoll und war das Antlitz der betreffenden Germania noch so edel gezeichnet, so poetisch erschienen, als diese lebende. Das deutsche Volk hat in den letzten Jahren Thaten vollbracht, so erhaben und doch so schlicht, so – schier möchte man sagen – nüchtern zugleich, daß uns die schlichteste, ungesuchteste Mahnung daran mehr packt, als jede hochtrabende Allegorie.

Aber die „Wacht am Rhein“ ist ja jetzt abgelöst von der Wacht auf den Vogesen und an der Mosel. Auch am linken Ufer gibt es nun Pickelhauben. Und wenn der Zug die Brücke passirt hat, so läßt sich auch deutlich sehen, wie schwere Mühe es ihnen gekostet, sich hier festzusetzen. Manche Kugelspur in den Dächern der Vorstadt vor dem Metzgerthore, mancher Schutthaufen mitten zwischen den schönen, mit größtem Fleiße gepflegten Gärten spricht vernehmlich von den bösen Tagen der Belagerung.

Und noch vernehmlicher, mit wahrhaft grauenhaft beredter Stimme spricht von jener Zeit der Schrecken die Stätte der ewig Stummen, die Stätte der Todten. Unübersehbar ist die Anzahl der kleinen weißen neuen Holzkreuze auf dem Friedhofe, an dem uns das Dampfroß vorbeiführt. Das alte, wehmüthige Volkslied hat Recht behalten: Es liegt gar mancher Kämpfer – wenn auch just nicht Alle Soldaten gewesen – begraben in der „wunderschönen Stadt“! ...

Die „wunderschöne Stadt“! Wer Straßburg vor sich liegen sieht an schönem, hellem Lenznachmittage, wer den Münster, dies „Gedicht in Stein“, in seinen unbeschreiblich schönen Formen sich abheben sieht vom tiefblauen Frühlingshimmel, indeß sich zu seinen Füßen unten das Gewirre der Häuser in noch ununterscheidbaren Formen schmiegt, der wird gerne geneigt sein, dem Liede Recht zu geben. Der gesetzte Fall war eben der meine. Und auch heute, bei nur dreitägigem Wandern in dem alten herrlichen Argentoratum empfinde ich noch immer den ersten Eindruck nur um Weniges verringert. Wahrlich, diese Stadt ist eine Perle unter den deutschen Städten, und hätte uns ihre Wiedererwerbung noch mehr des Blutes gekostet, als um sie geflossen, sie wäre noch immer des Preises werth gewesen!

Denn Straßburg ist schön, sehr schön. Kein junges, lenzfrisches Mädchen, keine aufgeputzte, geschminkte Kokette, keine imponirende, überwältigende Schönheit. Aber eine schöne, stille, liebe deutsche Frau. ...

Freilich, einige Falten hat ihr das Schicksal ins Antlitz gegraben, einige recht böse, recht entstellende Falten. Oder schon schier keine Falten mehr, sondern wahre Wunden, die sich nur nothdürftig geschlossen haben und an manchen Stellen noch sehr sichtbar klaffen – so in der Gegend des Steinthores, am Kleberplatze und, was am tiefsten schmerzen muß, am Münster. ...

Ja, es war eine seltsame, traurige Fügung, daß es just deutsche Kugeln sein mußten, welche das schönste Denkmal deutscher Kunst beschädigt. Gewiß, jedes Deutschen Herz empfindet dies schmerzlich. Es gilt eben auch im Leben der Völker jene herbe Wahrheit, die das Leben des Einzelnen so oft bricht und zermalmt: aus Schuld erwächst kein Segen! Denn der leichte Schmerz und Selbstvorwurf, den wir tragen müssen um die Beschädigung des Münster – sie ist übrigens gar nicht so schlimm – und um die Entfremdung unserer Brüder im Elsaß, er ist nur die gerechte Strafe für jenen weit größeren Schmerz, der die wackeren deutschen Bürger von Straßburg an jenem unseligen 29. September 1681 erfüllte, an dem sie, verlassen von unseren Vorfahren, ihre Stadt an Ludwig XIV. ausgeliefert! ...

Aber selbst für diesen leichten Schmerz und Selbstvorwurf gibt es einen Trost, einen schönen, vollwichtigen Trost: er ist in der nächsten Nähe des Münster – ein Blick faßt beide – zu finden – am Münsterplatze. Stolz und hoch steht er da aufgerichtet, ein geschmackvoll und stylrein gehaltener Bau – das „Schloß“, die Hauptstätte der neuen Universität! ...

Aus Schuld erwächst kein Segen. Aber Schuld läßt sich sühnen, und je edler die Sühne, desto eher wird sie auch Segen sein. Die Sühne, mit der Deutschland jetzt seine alte Schuld ausgleicht, ist die herrlichste, die es auf sich nehmen konnte. Wir haben unsere deutschen Brüder wieder, die wilde zornige Kriegsbraut war's, mit der wir sie gewonnen. Um aber nicht bloß ihren Leib, um ihr Herz zu fesseln, senden wir ihnen ein hohes, schönes, mildes Weib, die deutsche Wissenschaft. ...

Die Vorbereitungen zu dem Feste zu schildern, an dem diese Braut dem grollenden Freier zugeführt wird, ist der Zweck meiner heutigen Zeilen. Nachdem Freiherr v. Roggenbach, der Curator der neuen Universität, welcher in der Geschichte derselben etwa dieselbe Rolle spielt, wie der edle Sturm von Sturmeck in der Geschichte ihrer Vorgängerin, seine Aufgabe glänzend gelöst, nachdem ihm die Acquirirung einer Reihe der ausgezeichnetsten Lehrkräfte gelungen, wurde die Eröffnung

trotz einzelner, auch heute noch nicht ganz behobener Hindernisse für das Sommersemester 1872 angesetzt. Daß diese Eröffnung mit einem entsprechenden Feste verbunden sein müsse, war selbstverständlich, und daß dieses Fest kein anderes sein könne, als ein allgemeines Fest des ganzen deutschen Volkes, auch dies war nach dem, was sich gerade auf diesem Boden so glorreich vollzogen, gleichfalls selbstverständlich. ...

Als die erste „Universitas literarum Argentinensis“ im August 1621 ihre Erhebung zum Range einer wirklichen Universität feierte, da dauerten die Festlichkeiten nicht weniger als acht Tage. Damals gab's noch Durst, freie Zeit, starke Nerven und keine Special-Berichterstatter. Nun ist dies Alles anders geworden in dieser neuen Zeit. Die Universität Straßburg von heute drängt die Feier ihrer Wiedereröffnung auf zwei Tage zusammen, auf den 1. und 2. Mai. Am 1. Inauguration der Universität im „Schlosse“, Festbankett, Beleuchtung des Münster. Am 2. Festfahrt nach dem Odilienberge und Commers.

Man sieht, die Festcommission, die unter Vorsitz des Regierungsrathes Freiherrn v. Ernsthausen zusammengetreten war, hatte zugleich Sorge dafür getragen, in diesen, im Verhältnisse zu jenem leuchtenden Vorbilde vergangener Jahrhunderte engen Rahmen Alles zusammenzutragen, was nur bei solcher Gelegenheit passend oder erwünscht sein konnte. Die erste und dringendste Aufgabe war die, ein passendes und dieses Actes würdiges Local für die Inauguration zu schaffen. Daß diese Feier innerhalb der der Hochschule zugewiesenen Räume stattfinden, daß die Hochschule hier mindestens ihre Gäste im eigenen Hause empfangen müsse, stand ebenso fest, als die leidige Thatsache, daß kein solcher Raum vorhanden sei. Und so entschloß man sich denn kurz und – schaffte ihn. Der „Schloßhof“ ist heute zu einer großen, mit den Farben des deutschen Reiches und sonstigen Emblemen reich geschmückten, auf allen Seiten mit grünen Tannenzweigen belegten Festzelthalle umgewandelt. Er bietet ein ebenso freundliches als imponantes Bild. Mächtige Säulen, welche Fahnen mit den Farben des deutschen Reiches tragen, erheben sich an den Eingängen. Die Arbeiten gingen außerordentlich rasch von statten; hauptsächlich waren es Soldaten der hier garnisonirenden Regimenter, die sich mit Lust und Eifer denselben unterzogen. In der Festhalle werden heute noch sechs Büsten der Gründer und hervorragendsten Lehrer der alten Hochschule ihren Platz finden.

Der Arbeitsplatz bot ein höchst belebtes, zu interessanten Beobachtungen geeignetes Bild. Mit Freude sahen die Elsässer Bauern aus Straßburgs Nähe auf die rege Thätigkeit. Denn diese – ehrlichen, biederen, unverfälschten Alemannen, wie sie nur je in der Welt gelebt und „geschwäbelt“ – sind, Dank ihren Pastoren, gut deutsch gesinnt. Mit gleichmüthiger Indolenz blickte der kleine Bürger, der Handwerker von Straßburg auf die Farben des deutschen Reiches. Ihm ist es gleichgiltig, unendlich gleichgiltig, wer in Straßburg befiehlt. War ihm anfänglich die Regierung des deutschen Reiches unangenehm, weil sie ihm neu war – aber sicherlich aus keinem anderen Grunde – so hat er sich doch jetzt schon allmählig mit ihr ausgesöhnt oder ist mindestens bereits auf dem besten Wege dazu. Vor der „Commune“ hat er eine heilige Furcht, aber so lange man ihn vor dieser wirksam schützt, ist der wackere Pfahlbürger geneigt, eher noch zu lieben als zu hassen. Ganz anders steht es mit den sogenannten höheren Ständen.

War der Zudrang zum Arbeitsplatze der Festzelthalle an sich ein enormer, so wurde er noch durch den Umstand gesteigert, daß im ersten Stockwerke des Schlosses, im Universitäts-Secretariate, die Kartenausgabe für die verschiedenen Acte der Festfeier stattfand. Hieher wendeten sich bisher auch – heute ist auf dem Bahnhofe bereits die Empfangs-Commission in Permanenz – die angekommenen Deputationen und sonstigen Festgäste und erhielten hier ihre Wohnungen theils bei Privaten, theils in öffentlichen Gebäuden. so z. B. im Schullehrer-Seminar, zugewiesen. Die Matratzen lieferte das Militär-Aerar. Die Wiener Deputation, welche heute einlangte und, wie bereits telegraphisch mitgetheilt, besonders herzlich empfangen wurde, ist durchwegs bei Privaten untergebracht, erfreut sich des besten Gedeihens und ist mit den ersten Eindrücken in Straßburg sehr zufrieden.

Durch Deputirte studentischer Corporationen ist jede deutsche Hochschule vertreten, mit einziger Ausnahme der Universität Dorpat. Neun- undzwanzig deutsche Hochschulen sind officiell vertreten durch Mitglieder der Professoren-Collegien, darunter aus Deutsch-Oesterreich: Wien – Dr. Langer, Dr. Tomaschek; Prag – Dr. K. Höfler; Graz – Dr. K. Schenk; Innsbruck – Dr. Wildauer und Dr. Mally. Durch Special-Berichterstatter sind nur drei Wiener Journale, Daily Telegraph und Times vertreten.

Für das am 1. Mai stattfindende Festbankett soll eine Elsässer Notabilität, deren Wahl noch nicht definitiv getroffen ist, auf das Gedeihen

der Hochschule einen Toast ausbringen. Die Auswahl, die man unter den passenden Persönlichkeiten für den Toast zu treffen hat, ist keine allzu große. Die meisten Elsässer von Einfluß und Ansehen stehen der Regierung feindlich gegenüber. So der gesammte Gemeinderath, der einen kleinen Krieg mit der Regierung führt. An Auswanderung aber oder dergleichen entschiedene Maßregeln denkt Niemand, der nicht daran denken muß, wie z. B. die Pensionäre der französischen Regierung. „Sie werden in Straßburg keine anderen Elsässer mehr finden, als solche, welche bleiben müssen“, sagte mir in einem Wiener Café vor wenigen Tagen ein junger Elsässer, der während des letzten Krieges für sein Vaterland in den Londoner Restaurationen mit Heldenmuth Beefsteaks gegessen. Nun denn, ich habe sie dennoch gefunden. Die Männer veranlassen harmlose Feuerwehreute zu noch harmloseren Demonstrationen, und die Frauen tragen Trauer um Frankreichs Unglück und um die geschlagene französische Armee. Beide sprechen schlecht Deutsch, aber womöglich noch schlechter Französisch ...

Möge mit dem herrlichen Werke, welches morgen hier eröffnet wird, auch eine neue Aera des Verständnisses zwischen den elsässischen Deutschen und ihren Stammesbrüdern beginnen!

II. Der erste Festtag

Frühling! Frühling!

Draußen im Rheinthale blüht und grünt es, so weit das Auge reicht. Aus den zertrümmerten Wällen sprossen neue grüne Keime empor. Und auch in den Herzen derer, welche von diesen Wällen umschlossen werden, will sich wieder der Frühling regen. Der Frühling des Friedens, der Versöhnung. Schon schwirren seine ersten schüchternen Boten durch Stadt und Land. Bald – deß' mögen alle Deutschen der frohen Hoffnung sein – wird er in vollen Blüthen stehen. Die Sonne, die heute über dem alten Wasgau aufgegangen, wird diese Blüthen ans Licht locken, wird sie zu schönen Früchten zeitigen.

Frühling! Frühling!

Ein herrliches Werk – ein Werk des Friedens und der Versöhnung ist heute hier vollbracht worden. Der 1. Mai 1872 ist nicht bloß denkwürdig in der Geschichte des Elsaß, er ist ein Tag des Ruhmes und des Glanzes für alle Deutschen. Er wird mit Ehren genannt werden in der

Geschichte unseres Volkes, in der Geschichte der Cultur. Wer unter dem frischen Eindrücke dieses Tages steht, muß es wohl im tiefsten Herzen fühlen, daß kein Menschenwort so stark, so erhebend ist, um die Bedeutung desselben voll und ganz zu erschöpfen. Darum will ich mich nicht mühen, das Unmögliche möglich zu machen. Darum will ich mich darauf beschränken, ein Bild dieses Tages zu entrollen.

Der Maienmorgen war hell und klar – ein echter und rechter Lenz- und Festmorgen. Der alte Münster stand freundlich im Glanze der Frühlingssonne. Auf dem Platze zu seinen Füßen drängte und wogte die festlich gestimmte, festlich gekleidete Menge. Es waren nicht bloß „vertrocknete Professoren, betrunkene Studenten und rohe Soldaten“. Dies die Charakteristik der Festtheilnehmer, die sich eines der gestrigen Pariser Blätter von einem hiesigen Correspondenten vorlügen läßt. Aber in der That – es waren nicht bloß die ernstesten, wackeren Vertreter der deutschen Wissenschaft von allen Hochschulen, nicht bloß die schmucken Musensöhne aus allen deutschen Stämmen, nicht bloß die braven deutschen Soldaten. Auch viele, sehr viele Elsässer waren da, und ihre Mienen zeugten – ich kann der „grande nation“ nicht helfen – just nicht von wildem Ingrim, verbissenem Hasse und verzehrender Verzweiflung. Auf diesen alemannischen Gesichtern mit den liebvertrauten, nicht allzu schönen, aber unbeschreiblich treuherzigen Zügen lag vielfach die helle Festesfreude. Besonders die Landleute aus der Umgegend hatten sich eingefunden. Denn dies biedere Kernvolk ist nicht verwälscht und war es auch nie; dafür haben die deutschen Pastoren gesorgt mittelst des starken Wortes des Mannes von Wittenberg, Martinus Luther. Auch ein alter Bekannter begegnete mir, das heißt – ein Bekannter von vorgestern nur, aber ich glaube, ich kann den Jean Knopf von Schiltigheim sogar schon meinen Freund nennen. Und das kam so. Am Montag stand ich, im Gespräche mit einem Collegen, in der Universitäts-Quästur, wo die Ausgabe von Festkarten stattfand und daher ein beträchtliches Gedränge herrschte. Da kam – er war (ich kann der grande nation schon wieder einmal nicht helfen!) nicht der Einzige, sondern nur Einer unter sehr Vielen – ein Landmann herein, forderte eine Eintrittskarte zur Eröffnung und erhielt sie. Aber er blieb stehen und zerdrückte verlegen seinen Hut. Neue Ankömmlinge kamen und drängten ihn weg und in eine Ecke. Aber in dieser Ecke harrete er ehrlich aus und drückte noch immer seinen Hut. Da trat ich auf ihn zu und fragte um sein Begehrt. Er erzählte mir, er habe ein Töchterchen von

zwölf Jahren und wolle dasselbe am Mittwoch auch zur Stadt bringen, denn, meinte er, „solche schöne Sache kann man nüt alle Tache sehe“. Aber er getraut sich nicht, darum zu bitten, denn man habe ihm gesagt, „Kinder dürfen nicht herein“. Ich aber wußte ihm die Karte zu verschaffen, und daher nun sein Gruß und Dank am heutigen Tage. Auch Fräulein Rieke Knopf war sehr erfreut, mich kennen zu lernen. Ich darf, glaube ich, annehmen, daß ich mir die ganze Familie Knopf in Schiltigheim zu Freunden gemacht ...

Und die Sonne stieg höher und höher und schien heiß herab auf den menschengefüllten, reich mit Flaggen und Tannenzweigen geschmückten Platz vor dem „Schlosse“. Gegen die elfte Stunde begannen die Wagen heranzurollen, die Festgäste sammelten sich. Die wackeren Bäuerlein kamen zu Fuße gezogen. Alle aber, der Geheimrath und der General, wie mein Jean Knopf, Alle besahen sich gleich verwundert und gleich bewundernd den Festplatz. Die blauen Jungens vom „Einhundertfünften“ sind bekanntlich sehr wacker ins Feuer gegangen und haben Erstaunliches geleistet, aber was sie hier in wenigen Tagen unter Leitung des Architekten Thieme zu Stande gebracht, ist nicht minder erstaunlich. Aus dem Hofraume des „Schlosses“ – das „Schado“ (Chateau) nennens die Straßburger – war eine imponirend glänzende und schöne Festhalle geworden. Ein glatt gedieltes, riesiges Podium verdeckte den Steinboden, und droben wölbte sich ein riesiges Zeltdach in den Farben des Reichslandes, weißer Grund mit blauen und schwarzen Streifen. Die Wände bedeckt mit frischen grünen Tannenkranzen, rothen Draperien, mächtigen Fahnen in den Reichsfarben und geschmückt mit den Wappen der alten deutschen Städte in Elsaß und Lothringen. Das Reichswappen aber und die beiden Wappen der wiedergewonnenen Lande glänzten an jenen Säulen, welche die mit großer Pracht und nicht minder großem Geschmacke ausgestattete Tribüne und den Raum um sie von den für die Festgäste bestimmten Räumen trennten.

An den Säulen vor der Tribüne standen sechs, unmittelbar neben der Tribüne, rechts und links, zwei Büsten. Die acht Büsten gaben in nuce die Geschichte dieser Universität. Dort das scharf gezeichnete geistvolle Antlitz mit dem kühn aufgestülpten mittelalterlichen Hute gehört dem ehrenfesten Patrizier der alten Reichsstadt, Jacobus Sturm v. Sturmeck, dem Freunde des Erasmus. Neben ihm grüßt euch das feine, kluge, energische Antlitz Johannes Schweighäuser's, des Rectors, dem Adolph Stöber in seinem Festgedichte nachrühmt, daß er es gewesen, welcher

— — — der Dolmetsch Herodot's, die Geister
Der alten Hellas rief, des Schönsinns Meister.

In der That ist's, wenn man zu seinem Bilde emporsieht als müßten sich die feinen „schön gereimten“ Lippen zu einen feinen classischen Dictum öffnen ... Der alte Mann neben ihm ist Thomas Lauth, der gestrenge, kerndeutsche Rathsherr der freien Reichsstadt. Sein Geschlecht blüht noch; einer seiner Nachkommen ist der derzeitige Maire von Straßburg. Und zwar ist dieser Nachkomme des stolzen deutschen Bürgers das Haupt der hiesigen franzosenfreundlichen Partei und eben derselbe, welcher ... Aber ich will mir die Nachstimmung und euch die Vorstimmung der Festesfreude nicht trüben und weise darum schnell auf die Büsten Sebastian Schmidt's, des „tapferen Theologen“, welcher den Geist des Christenthums höher geschätzt, als den todten Buchstaben, und Oberlin's, des Literar-Historikers, welcher „frisch den Liedersamen der Minnesänger süße Düfte wehen ließ“. Die beiden stattlichen alten Herren dort mit den noch stattlicheren Allongeperrücken sind auch sicherlich bekannt, wenn schon nicht, obwohl sie auch dies ehrlich verdient, um ihrer eigenen Werke willen, so doch durch den Umstand, daß einst ein in der Folge gar gewaltiger Meister als Schüler zu ihren Füßen gesessen und ihnen mehrere Jahrzehnte später in seiner Selbstbiographie ein Monumentum gesetzt, das in Wahrheit „aere perennius“ ist; jenes Buch wird wohl erst mit dem deutschen Volke vergehen. Denn es heißt: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung.“ ... Der eine dieser Männer ist Wilhelm Koch, der Staatsrechtslehrer, der andere Johann Daniel Schöpflin, der Historiker. Die beiden letzten Büsten aber, welche zu denken geben, stellen, die eine einen jüngeren Mann, der mit hageren, an den Spanier erinnernden, ernsten Zügen aus steifer Halskrause euch entgegenblickt, die andere einen alten Herrn mit starken Wangen und stattlichem Backenbarte vor. Wer die Beiden sind, mag nachfolgende Inschrift einer Marmortafel sagen, die heute am Gebäude der ehemaligen „Academia“ enthüllt worden ist:

Universitatem litterariam summis auspiciis Maximiliani II. Imperatoris in illustri civitati Argentinensi antiquissima in Germania bonarum artium sede anno MDLXVI constitutam et Ferdinandi II anno MDCXXI novis privilegiis auctam, quae ab initio hujus saeculi sub academiae nomine floruit Guilelmus Imperator Germaniae in integrum restituit ac renovavit MDCCCLXXII.

Diese beiden Büsten erzählen auch eine Geschichte, und zwar eine andere noch, als nur die Geschichte der Universitas Argentinensis ... dieselbe, welche bei Sadowa endete

Aber nun zurück in das frische volle Leben. Der Festsaal ist, bis auf die reservirten Plätze für die Professoren-Deputationen, gefüllt. Auf dem Emporium hinter der Tribüne hat ein Kranz von Damen Platz genommen, sowie eine Anzahl von Herren. Das ist Straßburgs wackerer deutscher Gesangverein, erst seit Kurzem bestehend, aber bereits recht tüchtig in seinen Leistungen. Außer den Sängern sind auch zahlreiche andere Damen erschienen.

Aber die Herren sind in diesem Falle interessanter. Gegenüber dem einfachen Weiß der Damen sticht schon äußerlich die bunte Mischung von Uniformen und schwarzen Fräcken vortheilhaft ab. Wer aber in diesen Uniformen und Fräcken steckt, und wie viel Intelligenz, wie viel Kriegermuth, wie viel literarische Berühmtheit darin verborgen, das rechtfertigt vollends vorstehende Ungalanterie.

Nun treten die Bannerträger der studentischen Corporationen ein. Herrliche, stolze, kräftige Jünglingsgestalten. Besonders die Schweizer und die Westfalen sind wahre Hünengestalten.

Elf Uhr. Mit dem Schlag der elften Stunde – präzise Einhaltung des Versprochenen ist eine der schönsten Tugenden der deutschen Reichsregierung, welche ihr nicht einmal, ja vielleicht am allerwenigsten die Franzosen absprechen würden! – tritt der Festzug unter den schönen Klängen des Marsches aus der „Zauberflöte“ in den Saal. Eine leichte Bewegung geht durch die Menge. Der mit Spannung erwartete Moment ist gekommen. Voran die beiden Pedelle der neuen Hochschule, die Silberstäbe in der Rechten. Dann der Ober-Präsident von Elsaß-Lothringen, v. Möller, ihm zur Seite der greise Rector der neuen Universität, Professor Theol. Bruch. Ihnen folgt der Lehrkörper der Universität Straßburg und hierauf die Deputationen der dreißig deutschen Universitäten und Akademien und der französischen Akademie von Lausanne, mit Basel beginnend, mit Zürich schließend. Die Deputirten nehmen ihre Plätze ein. Dann executirt das Orchester unter Leitung des Musikdirectors Sehring Beethoven's herrliche „Weihe des Hauses“.

Der letzte Ton verklingt ... Todtenstille ... Nur der leise Hauch der Luft wird jetzt zum starken Frühlingswinde, welcher das Zeltdach mächtig rauschen macht. Will er so an jenen anderen Hauch des Früh-

lings erinnern, dessen Nahen für dieses Land in nächster Minute verkündet werden soll?

Ober-Präsident v. Möller besteigt die Tribüne und trägt mit fester Stimme die vom Telegraphen Ihnen übermittelte Begrüßung vor. Nun folgte die Verlesung der Stiftungsurkunde und darauf die Uebergabe derselben an den Rector Dr. Bruch... „damit Sie und Ihre Nachfolger nach den darin niedergelegten Grundsätzen diese Universität führen zum Segen für die Wissenschaft, zum Heile für die Stadt, für Elsaß-Lothringen und für ganz Deutschland!“

Nach Verlesung eines bereits mitgetheilten Telegramms des Kronprinzen schloß der Ober-Präsident mit einem dreifachen Hoch auf den Kaiser.

Dann nahm der Rector Dr. Bruch das Wort. Den wesentlichen Inhalt auch dieser Rede hat Ihnen bereits der Telegraph überbracht. Mochte auch dem greisen trefflichen Herrn hie und da die Stimme versagen, seine Rede klang doch hell in die Herzen und die Ohren, denn sie war von edelster Sympathie erfüllt für die Sache der Wissenschaft und des Deutschthums.

Und ein geborner Elsässer war's, der hier feierlich versprach, „die Hochschule werde er von deutschem Geiste erfüllt leiten, und sie werde eine Pflanzstätte sein der Liebe für Fürst und Vaterland! ...“

Nachdem der deutsche Gesangverein hierauf Haydn's „Die Himmel erzählen“ in recht gelungener und erhebender Weise vorgetragen, ergriff Anton Springer, unser geistreicher Landsmann, das Wort zu seiner Festrede, einem oratorischen Meisterwerke, zugleich reich an schönen und tiefen Gedanken. Die Rede gab zunächst eine Uebersicht über die Bedeutung des Elsasses für das deutsche Geistesleben, wie für die Cultur-Entwicklung der gesammten Menschheit, erörterte dann den Segen der deutschen Wissenschaft für das Wohl des ganzen Volkes und fuhr, zur speciellen Aufgabe der Universität Straßburg übergehend, fort:

Wir denken wahrlich nicht gering von unseren nächsten Aufgaben. Mit dem Aufgebote aller Kräfte werden wir uns bemühen, die unserer Unterweisung anvertrauten jungen Männer zu würdigen Dienern des Staates, zu kundigen Räthen in allen Nöthen des Leibes und der Seele, zu weisen und liebevollen Lehrern der Jugend heranzubilden. Wir würden aber bald auch dieser Aufgabe nicht genügen, wollten wir uns auf sie allein beschränken, wollten

wir nicht der Universität als ihr höchstes und letztes Ziel die Pflege der Wissenschaften um ihrer selbst willen zuerkennen.

Wer die Universität als Schüler betritt, soll wenigstens einmal den erwärmenden Strahl des Feuers, das die rein wissenschaftliche Begeisterung entzündet, empfangen; welchen Beruf er dann auch später ergreifen möge, ihn soll die Erinnerung an den idealen Zug seiner Jugend überall hin begleiten, ihm muß die Ueberzeugung bleiben, daß auch das besondere praktische Wirken im Zusammenhange mit dem großen Gedanken der Menschheit, mit dem allgemeinen Geistesleben steht, auf diesem ruht und durch diesen am kräftigsten gehoben wird.

Wir aber, die wir unsere ganze Persönlichkeit an das Lehramt hingeben, finden die Kraft dazu nur in dem Bewußtsein, daß wir Alle berufen sind, an dem unsterblichen Werke der Befreiung des Geistes und der Entwicklung der Menschheit zu arbeiten; wir empfangen den mächtigsten Antrieb zum Forschen, indem wir die reine Freude am Forschen in uns beleben, wir heben jedes einzelne Fach, indem wir es auf die wissenschaftliche Grundlage zurückführen und die tiefere Einheit aller Fächer im Ausgangspunkte wie im Ziele begründen.

Diesen festen Glauben an ein unauflösliches Bündniß der einzelnen Wissenschaften, an die unerschütterliche Gemeinschaft ihres Grundes, an die feste Geschlossenheit ihres Wesens wollen wir heute laut bekunden, und daß wir diesem Glauben nachleben, in diesem Glauben wirken werden, der Wahrheit zum Schutze, dem Vaterlande zur Ehre, dem Volke zur Stärke, feierlich geloben.

Mögen die Kleingläubigen und Engherzigen, die nur in ausgetretenen Geleisen zu wandeln verstehen, uns jämmerliche Klagen zuraunen über die allen idealen Interessen abholde Gegenwart, wie die Werthschätzung der reinen Wissenschaft gesunken sei, und auf so mancher ehemals hoch gehaltenen Disciplin die allgemeine Ungunst laste, wie in der hastigen Jagd nach Lebensgenüssen und Glücksgütern Niemand mehr sich die Zeit nehme zu gründlicher Bildung, wie diese verflache und nur ein dünner Glanzfirniß die innere Barbarei verdecke. Wäre dem so, mit um so lauterem Jubel müßten wir den heutigen Tag begrüßen, der einen neuen festen Schild gegen die Feinde freier, reiner Bildung aufpflanzt, eine neue Stätte schafft, wo nach unseres Kaisers Wunsch und Wollen „die Wissenschaft im Dienste der Wahrheit gepflegt werden soll“.

Mögen die Aengstlichen auf den Zwiespalt hinweisen, der in Bezug auf die rechten und besten Bildungsquellen der Jugend herrscht und in dem hitzigen

Streite der Vertreter entgegengesetzter Meinungen den Frieden unter den Wissenschaften bedroht fürchten. Mögen sie in der immer größeren Theilung der Disciplinen die Gefahr einer wirklichen Spaltung des wissenschaftlichen Geistes, eines bloßen Stückwerkes unseres Wissens erblicken. Wohl hat die Stellung der einzelnen Wissenschaften im Laufe der letzten Jahrzehnte eine vielfache Aenderung erlitten, aber doch vorzugsweise in dem Sinne, daß es keine niederen Wissenschaften mehr gibt, daß sie alle einander ebenbürtig, gleich würdig geworden sind, daß die besonnene Forschung überall in ihr volles Recht eingesetzt wurde, daß keine provisorischen Wahrheiten mehr geduldet werden, daß die vollendete Wahrheit langsamer reift, dagegen die Wahrhaftigkeit in allen Zweigen des Wissens gewachsen ist.

Wohl ist die Gliederung des wissenschaftlichen Stoffes eine unendlich reiche geworden, aber die einzelnen Wissenschaften, jede selbstständig gepflegt, sind dadurch einander nur genähert worden, gerade durch die treueste Durcharbeitung jedes einzelnen Zweiges ist die innige Wechselbeziehung derselben erkannt, das allseitige Walten gleicher Gesetze entdeckt worden. So nahe sind sie einander gerückt, daß vom rein wissenschaftlichen Standpunkte eigentlich nur noch die Scheidung in zwei Gruppen, in die historischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen, besteht und die Phantasie, hinweisend, wie die exacte Forschung in den historischen Wissenschaften im Ansehen gestiegen ist, wie im Kreise der Naturwissenschaften der eigentlich historische Begriff der Entwicklung eine immer wichtigere Bedeutung gewinnt, immer noch engere Vereinigungen in Aussicht stellt.

Unter einer glücklichen Constellation wird also unsere Universität geboren; bei gleichem Rechte aller Wissenschaften herrscht ein Wettstreit, wie ihn die vergangenen Zeiten nur selten erblickt, bei der größten Mannichfaltigkeit der Bestrebungen doch ein einheitliches Ziel, bei der reichsten Gliederung eine gleiche feste Grundlage.

Möge, was die Gunst der Sterne verheißt, gnädig in Erfüllung gehen; mögen die guten Wünsche, die heute der neuen Alma mater in die Wiege gelegt wurden, bald und voll verwirklicht werden; mögen die kommenden Geschlechter dankbar den heutigen Tag segnen, das Leben, das von dieser Stätte ausgeht, dem Elsaß zum Wohle, dem deutschen Reiche zur Ehre, dem deutschen Volke zum Heile gereichen; möge der Geist der Wahrheit, möge die Liebe zum Vaterlande niemals aus diesen Räumen weichen, eine Schule der freien deutschen Bildung hier erstarken, die neue Straßburger Universität im Kreise ihrer Schwestern leben, blühen, gedeihen und wachsen bis in die fernsten Tage! Das walte Gott.

II. Der erste Festtag (Schluß)

Den ernstesten, erhebenden Worten Anton Springer's folgten die drei Reden, mit denen die deutschen Hochschulen die „jungjüngste Schwester“ willkommen hießen in ihrer Mitte.

Drei Reden nur! Darin liegt auch ein Fortschritt, und zwar nicht der geringsten einer. Es will scheinen, als ob wir Deutschen, die wir seit zwei Jahren voll und ganz deutsch geworden, gänzlich aufhören sollten, deutsch mit Gänsefüßchen – „deutsch“ – zu sein. Deutsche Professoren verlieren ihre Redseligkeit – noch geschehen Zeichen und Wunder! ... Bei den Jubiläen zu Wien und Bonn hatte jeder Vertreter jeder Universität gesprochen. In Straßburg aber hatten sich die gelehrten Herren am Vorabend der Feier im Saale des „Rothen Hauses“ zusammengefunden und waren über die Wahl dreier Vertreter einig geworden, welche im Namen der Hochschulen des deutschen Reiches, der österreichisch und schweizerisch-deutschen Hochschulen sprechen sollten. Ja, noch mehr! Es war sogar der Vorschlag gemacht worden, daß nur Einer für Alle sprechen sollte. Denn es gezieme sich nicht, an dem Feste, welches man den Siegen deutscher Einigkeit verdanke und welches ein Fest der gesammten deutschen Wissenschaft sei, politische Schranken, welche Deutsche von Deutschen trennen, auch nur äußerlich zu betonen. Und der Vorschlag hatte die Majorität gefunden! ... Aber die Schweizer – es gibt in der Schweiz Cantönli – waren dagegen; sie hätten in der Sache einen besonderen Standpunkt, meinten sie. Wie beschaffen dieser Standpunkt sei, hat freilich kein Sterblicher erfahren können, am wenigsten aus der übrigens würdig gehaltenen und warmen Rede des Vertreters der Schweizer, Professor v. Wyß aus Zürich.

Waitz aus Göttingen, der hochberühmte Gelehrte, eine stolze, kräftige Gestalt, im ganzen freien, selbstbewußten Wesen mehr einem Staatsmanne denn einem deutschen Professor ähnlich, sprach im Namen der Hochschulen des deutschen Reiches mit wärmstem Ausdruck in Stimme und Gebärde. Die nächste Rede vertrat Deutsch-Oesterreich in Straßburg, vertrat dasselbe in so glänzender, kräftiger, in so jubelvoll aufgenommener Weise, daß sich der Sprecher den wärmsten Dank seiner Stammesgenossen verdient. Schon als derselbe – Professor Tomaschek aus Wien – zur Tribüne trat, ging eine Bewegung durch die Versammlung. Professor Tomaschek sprach:

Das erste friedliche Fest, welches Deutschland nach dem großen Kriege und Siege feiert, gehört der Wissenschaft, gehört der Wiedererrichtung der Universität Straßburg. Lassen Sie mich es aussprechen, es ist dies charakteristisch für die deutsche Nation, glückverheißend und von guter Vorbedeutung für die große, für die friedliche Epoche, welche nun folgen soll. Auch die Deutschen Oesterreichs nehmen begeisterten Antheil an unserem heutigen Feste. (Stürmisches Bravo.) Freudig bewegt, begrüßen insbesondere die deutsch-österreichischen Universitäten, die Universität Prag, die älteste deutsche Universität (Bravo!), die südöstlichste deutsche Universität im schönen Steiermark, die Universität in Graz, die Universität im deutschen Kernlande Tirol, die Universität Innsbruck, begrüßt die Universität der Reichshauptstadt Wien und ihr sich anschließend die evangelisch-theologische Facultät daselbst ihre jugendliche Schwester zu dem Feste ihrer Wiedererneuerung. (Bravo!) Sind es doch gemeinsame Züge in der eigenthümlichen Stellung und Aufgabe dieser Universitäten, welche uns die Straßburger Universität besonders näherücken. Wie diese berufen wird, an der Westgrenze des Reiches, durch die Pflege deutscher Wissenschaft, deutschen Sinn, deutsches Bewußtsein, deutsches Gefühl aufzurichten, zu beleben und dauernd für eine schöne Zukunft zu begründen, so stehen die österreichischen Universitäten da, um unter dem Andränge fremder Nationalitäten die deutsche Wissenschaft von den höchsten Stätten ihres Ausganges aus zu verbreiten, deutsches Gemeingefühl zu beleben, den Ruhm deutschen Namens in den Ostmarken des alten Reiches zu behaupten und dadurch selbst an der großen Aufgabe Oesterreichs, an der Befestigung seiner Macht, Größe und Einheit wirksam sich zu betheiligen und das stete Zusammengehen Oesterreichs und Deutschlands für die Zukunft an ihrem Theile zu unterstützen. (Stürmisches Bravo.) Und wie die Universität Straßburg heute nach langer Entfremdung das Fest ihrer Wiedererneuerung und Verjüngung feiert, haben auch unsere Universitäten nach einer Periode, welche sie den Fortschritten der deutschen Wissenschaft und Forschung auf manchem Gebiete zu entfremden drohte, unter dem nicht genug mit Dank aufzunehmenden Wohlwollen des erlauchten Enkels jenes Kaisers, der einst Straßburg gefördert, durch den engen Anschluß an die übrigen deutschen Universitäten sich wieder verjüngt und neu gekräftigt erhoben. (Bravo!) So fühlen wir uns dem edlen Gliede, welches heute der Reihe der deutschen Universitäten als eine glänzende Perle eingefügt wird, besonders nahe; wir fühlen aber auch, daß die Kraft und die Blüthe unserer eigenen Universitäten nur erhalten und erhöht werden kann durch

den engen Anschluß an die übrigen deutschen Universitäten, durch die Pflege der Gemeinschaft aller deutschen Universitäten und der zwischen ihnen aufgerichteten Freizügigkeit. (Bravo!) In diesem Sinne nehmen Sie die Glückwünsche freundlich entgegen, welche wir der Straßburger Universität zum Feste ihrer Wiedererrichtung aus voller Seele an dieser Stelle darbringen.

Der Beifall, welcher dieser Rede folgte und sie auch häufig stürmisch unterbrach, war der stärkste, der in dieser denkwürdigen Stunde die Räume der Festhalle durchwogte. Manches hievon galt vielleicht der Meisterschaft des Vortrages, aber gewiß das Meiste dem Inhalt.

Dann dankte Rector Bruch den Vertretern für ihre herzlichen Worte. Und mit der Absingung des „Heil dir im Siegeskranz!“ war die Eröffnungsfeier zu Ende. Es schien fast, als wisse dies auch der Frühlingswind. Denn während er bisher nur leise an dem Taffet des Zeltes gerüttelt, blies er nun gar wuchtig drein. Und bald flatterte die mühevollen Arbeit der braven „blauen Jungen“ in den Lüften umher. Aber jenes Werk, welches in dieser vergänglichen Halle eben vollbracht worden – jenes herrliche, edle Werk, welches, was die Möglichkeit der Ausführung anbelangt, schließlich auch eine Arbeit der „blauen Jungen“ ist, wird kein Wind zu verwehen, keine Hand zu zerstückeln vermögen.

Von drei bis neun oder vielleicht gar noch mehr Uhr vollzog sich der zweite Theil des Festprogramms – das Festbankett. In den schlichten, an sich schmucklosen Räumen der „Réunion des Arts“ in der Fegergasse, im obligaten Ballsaale Straßburgs, war das Mal gedeckt. Einer der schweren Spiegel, die hier an den kahlen weiß-rothen Wänden hängen und sonst den ganzen Schmuck des Raumes bilden, hat eine gewisse historische Bedeutung: er hat sich in jener Faschingsnacht dieses Jahres mit wuchtigem Schläge auf das Haupt des Generals Fransecky gesenkt und ihn schwer getroffen. Himmel, wie viele Zeitungsenten, wie viele Cursschwankungen, wie viel Angst, Sorge und Schadenfreude hat dieser Spiegel bereitet! Er sieht aber ganz harmlos drein. In dem Raume nun drängen – die Studenten haben inzwischen im Casino ihr Festdiner – sich die älteren, die illustren Festgäste. Wohin sich der Blick wendet, Berühmtheiten und Orden, Orden und Berühmtheiten, Kreuz, Welt-ruhm, Medaillen, Popularität; dieses Alles schwirrt und spricht und lächelt und händedrückt durcheinander ... Wohin sich zuerst wenden?! ... Nun, die Soldaten, welche doch in historischer Reihenfolge das erste

Verdienst haben um die Herbeiführung dieser Feier – durch die Disputationen von Wörth und Weißenburg, die Colloquien bei Marsla-Tour und Gravelotte und die Promotion bei Sedan – die Soldaten also sind sehr zahlreich vertreten. Ihre diversen Uniformen schmücken unzählige Orden. Auf der Brust des Generals dort kann man zwölf, sage zwölf Bändchen zählen. Auch General v. Hartmann, der General-Gouverneur von Straßburg, eine imponirende, stolze Kriegergestalt sammt hiezu passendem Organ, trägt manches Kreuz, womit aber seine amtliche Stellung nicht angedeutet sein soll.

Der mittelgroße, freundliche Mann dort, mit dem unbezwingbar schwäbelnden Dialekte und dem ehrlichen Schwabengesichte, aus dem Thatkraft, Muth und Energie leuchten, ist Freiherr v. Roggenbach, der badische Staatsmann. Lob verdient er für seine Thätigkeit als Curator der neuen Universität. Seine und Bismarck's Verdienste sind in diesem Punkte ebenbürtig. ... Dort der Erbprinz von Hessen-Darmstadt. ... Und hier – der kleine Mann mit den scharf geschnittenen orientalischen Zügen – Berthold Auerbach. ... Neben ihm grüßen euch die Züge Ferdinand Hiller's. ... Dort das graue, ausdrucksvolle, ernste Haupt Franz Duncker's von der „Volkszeitung“ ... dann Waitz, Sauppe, Dubois-Reymond u. s. w.

Aber Eines Mannes muß hier speciell gedacht sein, eines stillen, lebenswürdigen Männleins, das mit seligem Behagen dort hinter dem Glase sitzt und die Liebfrauenmilch ausgiebigst verkostet. Auf dieses stille, ergrauende Männchen fallen die Sonnenstrahlen der Liebe der gesammten deutschen Jugend. Dieser Mann ist ein Bezwinger der Herzen von Kiel bis Basel, von Straßburg bis Prag, von Königsberg bis Graz. Denn dieser Mann ist der Verfasser des „Gaudeamus“ und des „Ekkehard“, Joseph Victor Scheffel.

Und nun kurz vom Bankette selbst. „Speisen und Toaste reichlich“ – dahin ließe sich eine Charakteristik zusammenfassen.

Bald fuhr ich mit meinem treuen Gefährten und lebenswürdigen Collegen von der „Kölnischen Zeitung“, Professor Dr. Oncken aus Gießen, zur Stadt zurück.

Der Abend des ersten Festtages gehört zu jenen Abschnitten, von denen keine Feder der Welt würdigen Bericht zu geben vermag. Denn erzählen kann ich wohl, wie sich Tausende und aber Tausende von Menschen in den Straßen gedrängt, Soldaten, Studenten, Bauern, „Uffrehs“ (Ouvriers), Bürger, Professoren, Geheimräthe, Dienstmägde, Fackelzü-

ge, Musikbanden u. s. w., aber ein anschauliches Bild hievon zu geben versuche ich nicht, denn es wäre einfach unmöglich. Vielleicht wird mich der Wiener verstehen, wenn ich ihn an jenen merkwürdigen Sonntag-Abend im Prater, den 24. Juli 1867, den Abend des ersten Schützenfest-Tages erinnere.

An Eines aber reicht vollends die Kraft des Menschenwortes nicht heran: an die Beschreibung der Erleuchtung des Münsters. Da ward selbst der Telegraph poetisch und berichtete Ihnen, es sei ein „märchenhaft schönes Bild“ gewesen. Und in der That, wie ein Märchen, wie ein herrliches, erhabenes Märchen stand der erleuchtete Riese da. Denkt euch diese herrlichen, himmelanstrebenden Contouren, die alle, wie der große Wolfgang sagt, „ganz, groß und nothwendig schön“ sind, diesen harmonischen Aufbau der Pfeiler und Bogen, erleuchtet und hervorgehoben von tausend und aber tausend Flämmchen. Denkt euch den Steinriesen überdies übergossen von violetter, blauem, grünem Lichte aus dem Innern des Thurms, indeß eine Feuergarbe von seiner Spitze aufsteigt. Jetzt ward er dunkel ... Aber nun leuchtet er plötzlich in rothem Lichte auf, gewaltig, unbeschreiblich schön ... Und er leuchtet hinein in das Rheinthal, in die Thäler der Vogesen, in die Thäler des Schwarzwaldes und verkündet hüben und drüben des Rheins, welchen Glanztag heute das alte Argentoratum, dieses Land, oder nein! das ganze Deutschland und jeder Deutsche gefeiert, mag er auch an entlegenster Küste wohnen ...

Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Flammt eine Freudenflamme
Auf Erwin's Ehrenmaal.

So hat Daniel Hirth, der wackere Elsasser Dichter, einst prophetisch gesungen. Heut' ist sein Wort Wahrheit geworden ...

Nachträgliches aus Straßburg

Das herrlichste der Feste ist vorüber, die letzten Festgäste haben unsere Stadt bereits gestern verlassen. Gestatten Sie mir, Ihnen heute noch einige Züge zur Vervollständigung des Bildes mitzutheilen, welches Sie

Ihren Lesern von jenen denkwürdigen Tagen entwarfen. Vor Allem etwas, was speciell Deutsch-Oesterreich betrifft. Es war am 1. Mai, beim Festbankette, als von einem Diener ein riesiges Papierpaket in den Saal geschleppt und dem vielgeplagten, unverwüthlichen Dr. Schricker, dem Senatssecretär der neuen Universität, übergeben wurde. Es waren die eingelaufenen Telegramme. Ihre Zahl ist Legion. Ein Abdruck würde ein Buch füllen. Sehr erfreulich war es, daß Deutsch-Oesterreich nicht bloß an sich stattlich vertreten war, sondern nahezu ebensoviele Grüße gesendet, als das ganze Deutschland und Nord- und Südamerika zusammengenommen. Als der Vorsitzende der Festcommission, Bezirks-Präsident v. Ernsthausen, dies verkündete, erhob sich lauter, begeisterter Jubel und manches Glas wurde geleert auf das Wohl der vom Reiche geschiedenen und doch so treuen Brüder in Deutsch-Oesterreich. Ich habe Einsicht in die deutsch-österreichischen Festgrüße bekommen und mir die Mühe genommen, sie mir aufzuzeichnen. Doch mache ich nicht einmal den Versuch, sie Ihnen mitzutheilen, da Ihnen der Abdruck ein Drittheil Ihrer Nummer kosten würde. So beschränkt ich mich denn, zu constatiren, daß die Steiermark und ihr zunächst Mähren in erster Reihe glänzen, daß alle deutschen Vereine des Landes vertreten sind, ebenso viele Stadt-Repräsentanzen, daß die Lehrkörper fast aller Mittelschulen ihren Gruß gesendet, dazu viele Private, ferner selbstverständlich alle akademischen Corporationen. Sehr treu hat sich auch das siebenbürgische Sachsenland bewährt. Unter allen Städten hat relativ – mit Berücksichtigung der Bewohnerzahl – Graz die meisten Festgrüße gesendet. Ebenso wird es Ihre Leser freuen, zu vernehmen, daß Deutsch-Oesterreichs auch beim Studenten-Commerse in freundlichster Weise gedacht wurde. – Das Fest ist, ein wahrhaft staunenswerther Umstand bei so ungeheurem Menschenzufluß und bei der Stimmung der eingeborenen Bevölkerung, fast ohne jegliche Störung vorbeigegangen.

Daß die Damen Straßburgs während der Festtage durch blau-weiß-rothe Busenschleifen demonstirten, ist zwar ein unbedeutendes und sehr harmloses Vergnügen, sei aber der Vollständigkeit wegen nicht unerwähnt gelassen. – Die Zahl der heiteren Episoden bei dem Feste ist Legion; eine derselben sei hier hervorgehoben. Sie finden in mehreren süddeutschen Blättern die Nachricht, daß auch Fritz Reuter beim Feste gewesen, ein Blatt läßt ihn sogar auf dem Memelstein eine Rede halten. Der Inhalt derselben ist leider nicht mitgetheilt, diese Mittheilung hät-

te auch ihre Schwierigkeiten gehabt. Unter den Festgästen befand sich nämlich ein Advocat aus Rostock, der im breitesten Mecklenburger Dialekte sprach und Fritz Reuter sehr ähnlich sah. Kein Wunder, daß man ihn überall stürmisch begrüßte. Der arme Mann konnte sich der Freundlichkeiten kaum erwehren; seine Versicherung, er sei nicht der Dichter der „Ollen Kamellen“, wurde umsoweniger geglaubt, als er sie, wie erwähnt, im breitesten Platt vorbrachte. Auf dem Memelstein vollends drang Alles stürmisch auf ihn ein: „Hoch! Hoch Reuter!“ klang es, und dann einstimmig: „Reden! Reden!“ Der Bedauernswerthe war in größter Verlegenheit, raffte sich endlich gleichwohl zu einer Rede auf, in welcher er „auf Ehrenwort“ versicherte, er sei nicht Fritz Reuter. Von da an hatte er Ruhe.

Die Frequenz der neuen Hochschule ist schon jetzt eine bedeutende, es sind etwa 150 Studenten inscribirt, darunter sehr viele Norddeutsche und auch einige Deutsch-Oesterreicher, insbesondere Schüler Oskar Schmidt's, die ihm nach Straßburg gefolgt sind. Das Studentenleben und Corporationswesen dürfte ein überaus lebhaftes werden; außer der „Argentina“, die bereits 15 Jahre besteht und sich aus Theologen recrutirt (sie wirkte wacker für das Deutschthum und mußte daher ungemein vorsichtig auftreten, so z. B. in Schiltigheim, nicht in Straßburg selbst ihre Zusammenkünfte halten), außer dieser Verbindung also, die jetzt Name und Farben des Wingolf angenommen, besteht bereits jetzt ein Corps „Rhenania“, dem bald ein Corps „Borussia“ an die Seite treten wird. Auch sind mehrere Studenten zur Gründung einer Burschenschaft zusammengetreten.

Rumänien

Gouvernanten und Gespielen

Gouvernanten und Gespielen

[aus: **Aus Halb-Asien: Culturbilder aus Galizien, Südrußland, der Bukowina und Rumänien**]

Wer den Titel dieser Zeilen liest, erwartet vielleicht eine Schilderung der segensreichen Tätigkeit, welche die „Culturträgerinnen“ aus dem Westen in Rußland und Rumänien, in Galizien und Ungarn entwickeln, erwartet ein liebliches Genrebild, wie das fremde Mädchen im wilden Karpathental zur Beglückerin der ganzen Gegend wird und dafür wärmste Verehrung genießt. Das wäre ein Irrtum: denn nicht einen Hymnus will ich hier anstimmen, sondern einen Warnruf, von dem ich wünsche, daß er allen, die es angeht, erschütternd durchs Ohr ins Herz hineinklinge.

Es gehen jährlich Tausende von Bonnen, Gouvernanten und Gesellschafterinnen aus dem Westen nach Halb-Asien. Eine verlässliche Statistik darüber gibt es nicht; nach flüchtiger Schätzung handelt es sich um jährlich drei- bis sechstausend Seelen. Einzelne Fachleute geben weit höhere Zahlen an; so viel ist gewiß, daß der Export wohl ein beständiger, aber gleichwohl von verschiedener Stärke ist. Die oben gegebenen Ziffern sind also dahin zu verstehen, daß in Jahren geringer Nachfrage mindestens dreitausend, in denen stärkeren Bedarfs mindestens sechstausend alleinstehende Mädchen und Frauen als Bildnerinnen nach dem Osten gehen. Am stärksten sind Bonnen begehrt, nächst diesen Gouvernanten, „Gesellschafterinnen“ am wenigsten. Noch geringer ist die Zahl der „Gespielen“: Knaben, die gleichsam als lebendige Grammatiken der französischen Sprache nach dem Osten exportiert werden. Von ihnen soll hier zunächst nicht weiter die Rede sein; sprechen wir zunächst nur von den Damen. Faßt man ihre Heimatländer ins Auge und gruppiert diese nach den Zahlen, mit denen sie an dieser Auswanderung beteiligt sind, so ergibt sich folgende Reihe: die Schweiz, Frankreich, Belgien, England, Deutschland, Oesterreich, Italien. Spanierinnen, Holländerinnen und Däninnen trifft man fast nirgendwo, und dann gewiß nur in Häusern ihrer eigenen Landsleute.

Diese Länderskala ist schon deshalb von Wichtigkeit, weil sie auf die Richtung der Culturbestrebungen im Osten Licht wirft. Die Gebildeten und Halbgebildeten dieser interessanten Nationalitäten blicken nach

Paris als dem Mekka der Zivilisation, halten die Kenntnis der französischen Sprache für das Haupterfordernis, oft genug für das einzige Erfordernis der Bildung und wählen daher die Erzieherinnen hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte, daß sie ihren Kindern vor allem das Französische beibringen. Darum stehen die drei Länder mit französischer Verkehrssprache obenan. Denn auch die Schweiz ist ihnen beizuzählen, weil nur ihre westlichen Kantone an diesem Export beteiligt sind; daß sie sogar die erste Stelle einnimmt, erklärt sich teils aus den sozialen Verhältnissen dieses Landes, teils daraus, daß die Französin und nun gar die Pariserin nur ungern ihre Heimat verläßt, endlich auch daraus, daß die Schulbildung in der Schweiz eine bessere und gründlichere ist, als in Frankreich. So kommt's, daß dieser große Staat erst an zweiter Stelle steht und auch diese gegen das kleine Belgien nur mühsam behauptet. Die beiden germanischen Staaten, die nun folgen, sind mit wesentlich geringeren Zahlen beteiligt. Seit etwa 1870 sind diese übrigens in stetem Wachsen begriffen, insbesondere liefert Deutschland bereits ein stattliches Kontingent, das jenes Englands bald überflügeln dürfte. Nur sehr wenig sind hingegen Oesterreich und Italien bei diesem Export beteiligt.

Beantworten wir nun die nächstliegende Frage, wie sich das Geschick dieser Frauen an den Stätten ihrer Wirksamkeit gestaltet, so kann die Antwort nur eine traurige sein. Von all den Schmerzen, die nur sentimentale Herzen empfinden könnten, sehen wir natürlich ab. Wer einen Posten annimmt, der dreihundert Meilen weit von der Heimat liegt, und dann darüber jammert, daß dies gar zu weit sei, mit dem können wir nicht klagen. Das will eben früher überlegt sein. Aber ist der Schmerz über die Vergeblichkeit der eigenen, ebenso ernst gemeinten wie geübten Tätigkeit etwa auch nur eine Sentimentalität? Muß ihn nicht vielmehr jedes warme Gemüt empfinden, und zwar desto stärker, je ehrlicher es ist?! Nun wird es aber wohl nur wenige Erzieherinnen geben, denen während ihrer Wirksamkeit im Osten dieses peinliche Gefühl erspart geblieben wäre. Der Grund liegt in der geistigen Atmosphäre, in die sie geraten, dieser konsequent betriebenen Culturheuchelei, die den Schein für das Sein nimmt, die Form will und sich um den Inhalt nicht kümmert. Die Gouvernante, die in ein russisches, rumänisches, polnisches, magyarisches Haus berufen worden ist, wird in den meisten Fällen binnen kurzer Frist erkennen, daß man von ihr gar nicht fordert, sie möge ihren Zöglingen gründliches Wissen beibringen. Die

jungen Fräulein sollen das Französische famos parlieren können, mit der Lektüre der französischen Klassiker darf man sie nicht langweilen oder gar mit den trockenen Daten der Geographie und Geschichte. Sie sollen einige Sensationsstückchen auf dem Klavier pauken können, aber daß ihnen der Sinn für Adel und Schönheit der Tonkunst aufgehe, wäre überflüssige Quälerei. Entweder fügt sich nun die Gouvernante in diese Bildungsmaximen, und dann muß sie wohl Unbehagen über die Art empfinden, in der sie ihren Beruf erfüllt; oder sie fügt sich nicht, und dann kann sie eben in ihre Heimat zurückkehren, wo man so pedantische Erzieherinnen nicht bloß duldet, sondern sogar schätzt. Wenn nur die Rückkehr nicht gar so schwer wäre! Man wende mir nicht ein, daß ich dabei nur solche Frauen im Auge habe, die ihren Beruf ideal auffassen, und daß ihre Zahl gering ist. Ich denke, so viel Idealismus hat doch fast jede Erzieherin, um es schmerzlich zu empfinden, wenn sie ihre Aufgabe nicht gründlich, sondern oberflächlich, nicht gewissenhaft, sondern gewissenlos lösen muß!

Freilich ist dieser Übelstand noch der geringere; weitaus schwerer wiegt die unwürdige soziale Stellung der Gouvernante in jenen Familien, die, nach europäischen Begriffen, schmäbliche Behandlung, die sie dort erduldet. Es gibt auch erquickliche Ausnahmen, das gebe ich zu und darf es getrost, weil ich sie selbst beobachtet habe, aber anderseits könnte ich, gleichfalls auf Autopsie gestützt, Geschichten über die Mißhandlung solcher unglücklichen Damen berichten, die den gleichgültigsten Leser zur Entrüstung hinreißen müßten. Ich unterlasse es, weil es doch wieder Ausnahmen nach der entgegengesetzten Seite sind und ich hier nur die Regel zu schildern habe. Die Regel ist, daß die Gouvernante im Hause des rumänischen Bojaren, des magyarischen Magnaten, des moskowitzischen oder polnischen Edelmanns so gehalten und behandelt wird, wie sich die deutsche Hausfrau gegen ihr „Mädchen für alles“ benimmt. Vor körperlicher Mißhandlung ist sie bewahrt, aber man erteilt ihr jeden Befehl kurz und barsch, man betrachtet sie als ein Wesen, dem man keine Rücksicht der Höflichkeit schuldig ist, als eine Dienerin, die man bezahlt und füttert, damit sie ihre Schuldigkeit leiste, die aber in sozialer oder rein menschlicher Beziehung der Herrschaft so wenig ebenbürtig ist wie etwa eine Kuhmagd. Doch darf man zur Erklärung nicht annehmen, als ob Bosheit etwa ein allgemeiner Zug im Charakter jener Völker wäre; die Behandlung der Gouvernante in Halb-Asien ist eben „ländlich sittlich“, oder richtiger „ländlich schänd-